SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

ZWEITER JAHRGANG

HEFT II 1960

SUDETENDEUTSCHER TAG 1959 IN WIEN

Heinrich Drimmel

Festansprache

Anläßlich der Verleihung der Kulturpreise am Sudetendeutschen Tag in Wien im Jahre 1959 hielt der österreichische Bundeskultusminister eine festliche Ansprache, die wir in diesem Hefte wiedergeben, das die Würdigung der Kulturpreisträger 1960 enthält, die am Sudetendeutschen Tag in München zu Pfingsten ausgezeichnet werden.

Lassen Sie mich, den Sprecher aus dem ehemaligen alten deutschen Erblande, Sie, unsere Freunde und Gäste, in dieser nachmittägigen Feierstunde, die Stadt hinausgeleiten, unseren Kahlenberg hinaufführen, von dem aus die Sinndeutung dessen, was uns in dieser Stunde am Herzen liegt, am leichtesten gelingen kann. Auf der Höhe des Kahlenberges wird uns sinnfällig klar, wie sehr wir hier im Umblick das Zusammentreffen wichtiger Räume erfassen, das Schicksal ausgedehnter Kulturgebiete. Es dürfte nur wenige Punkte auf dieser Erde geben, die in ihrem Rundblick das Schicksal ausgedehnter Kulturgebiete so offenkundig erkennen lassen.

Der Raum gliedert sich natürlich nach der Windrose.

Die Donau zu Füßen bestimmt eindeutig und klar die West-Ost-Richtung unseres Schicksals, aus der wir nach wechselvollen Jahrhunderten die endgültig gestaltenden Kräfte unseres Volkstums und unserer Gesittung empfangen haben, und doch zieht es unseren Blick ebenso nach Norden und nach Süden. In dieser Schau nach Westen und Osten, nach Süden und Norden wurde unser Land in Jahrhunderten harter Bewährung zum Kernstück, zum deutschen Erbland eines großen Reiches. Wenn wir 1919 auch zur Alpenrepublik wurden, so haben wir Österreicher uns in dieser Alpenrepublik den weiten Umblick im großen Horizont unserer Väter bewahrt, auch heute noch, da uns die Schatten eines eisernen Vorhanges ins Land fallen.

1919 wollte man unserer Alpenrepublik die Rechtsnachfolge nach dem großen Reich aufzwingen. Wir haben das rechtens abgelehnt; aber die Kulturnachfolge haben wir nicht nur gläubig und zukunftshoffend auf uns genommen, sondern auch weitergetragen bis auf den heutigen Tag.

Und so möchte ich diesen Horizont um den Kahlenberg sehen:

nach OSTEN, nach Budapest, in die Länder des Balkans, bis zu dem weiten Hintergrund der Hagia Sophia, und nach Krakau mit dem wunderbaren Wawel, nach Warschau, bis in die sarmatischen Ebenen, hinter denen sich der Kreml erhebt;

und nach WESTEN, über die endlosen Wellen des grünenden Wienerwaldes bis zu den Höhen der Alpen, nach Salzburg mit seinem Dom, dessen Wiedererbauung nach dem Krieg wir vor 14 Tagen gefeiert haben, nach Passau, das uns die christliche Gesittung wieder ins Land gebracht hat, und weiter nach München, nach Straßburg, nach Frankfurt und Köln und bis in den weiten europäischen Westen. — Und wenn wir so blicken, bemerken wir, daß die junge Generation dieses Landes eine eigen-

artige Wendung vollzogen hat. Wußten ihre Väter sich noch daheim im weiten Osten, Nord- und Südosten dieses Raumes, waren sie dort geboren, zur Schule gegangen, herangezogen worden, verwandtschaftlich und freundschaftlich verbunden, so hat die junge Generation dieses Landes fast eine Kehrtwendung gemacht. Gab es unter den Alten keinen, dessen Vater nicht einmal in Agram oder in Brünn, in Czernowitz oder in Lemberg, in Klausenburg oder in Budapest als Soldat oder als Zivilbeamter Dienst getan hatte und danach auch das Gesicht und den Lebenskreis seiner Familie, seiner Kinder bestimmt hat, so ist es heute anders geworden. Das junge Volk dieses Landes kennt den europäischen Westen und das Land jenseits des Atlantiks. Sie werden verstehen, daß wir sehr froh sind, daß Sie zu uns gekommen sind. Sie empfangen hier nicht nur eine herzlich gebotene Gastfreundschaft, sondern Sie bringen uns, der jungen Generation dieses Landes, das Bewußtsein wieder, daß das alles nicht untergegangen ist, daß die Welt zwar hinter einem Vorhang teilweise verborgen und für uns unkenntlich lebt, daß wir aber an ihr teilhaben, daß niemand der Geschichte und dem Schicksal jemals entfliehen kann.

Und sehen Sie von der Höhe des Kahlenberges nach SÜDEN, etwa indem Sie den beiden glitzernden Bahnstrecken folgen, so erahnen Sie bald den Süden unseres Landes, das schon südliche Graz, die Steiermark und dann den Ausbruch zu dem verlorenen Zugang zum Meer, nach Triest, Venedig, zur Adria, zum Mittelländischen Meer mit seiner reichen Entfaltung, an dem das große Reich Anteil hatte und Zugang bis zum Atlantik.

Nach NORDEN aber geht der Blick, indem wir der Bahnlinie folgen, bald bis an die Grenze, hinein nach Böhmen, in das viereckige Kastell Europas mit der schönsten Kaiserburg, dem Hradschin, nach Mähren und Schlesien, Länder, aus denen Sie zu uns gekommen sind, in denen viele unserer Väter, Vorfahren und Verwandten gelebt haben.

Oft ist man verwundert, in den Festreden dieser Tage zu hören, daß aus diesen Räumen so viele und so bedeutende Männer zu uns nach Wien und in das alpenländische Österreich gekommen sind. Und — fragt man sich danach — war es nicht das Natürlichste, haben wir nicht nur einem Staate, sondern auch einer volklichen Gemeinschaft angehört, in der das Hinüber und Herüber der selbstverständliche Alltag des Lebens gewesen ist? Haben wir nicht durch lange Folgen von Generationen einander beschenkt, Geschenke gegeben und entgegengenommen, in materieller und geistiger Hinsicht? Waren Sie nicht so in Wien zu Hause wie wir bei Ihnen? War es nicht eine Einigkeit, die nicht nur allein durch die 400 Jahre bestandene staatliche Gemeinschaft begründet war, sondern in einem natürlichen Strom der geistigen und materiellen Kräfte.

Freilich, Böhmen, das viereckige Kastell Europas, ist ein schicksalhafter Boden. In diesem Raum ist immer wieder über das Schicksal Österreichs entschieden worden, im 17. Jahrhundert nach der Schlacht auf dem Weißen Berg, im 18. Jahrhundert, als bei Kolin das Reich gerettet wurde, im 19. Jahrhundert als bei Austerlitz, in seinem Vorfeld, die Großmacht erschüttert und dann bei Königgrätz zerbrochen wurde. Und in Eger hat sich das Schicksal des Gründers der alten Armee erfüllt, die mehr war als die Grundlage einer Militärgroßmacht ersten Ranges: in der sich die kulturelle Sendung des alten Österreich wie kaum in einer anderen Institution erfüllt hat in der ganzen Weite der alten mitteleuropäischen Ordnungsmacht.

Wir feiern in diesem Jahr den 200. Geburtstag Friedrich Schillers. Und wir erinnern uns in dieser Stunde, daß er in seinen Piccolomini just in Eger den alternden Generalfeldmarschall jene Worte sagen läßt, die die weniger Literaturgewandten gerne einem österreichischen Dichter in den Mund legen, obwohl sie von einem Schwaben gesprochen wurden. Sie kennen die ergreifende Szene, da in einer dunklen Nacht der Oberst des blauen schwedischen Regiments in die Wohnung des Generalfeldmarschalls kommt und jene zwielichtige Situation und das Gespräch anhebt, der unschlüssige Generalfeldmarschall sich an den schwedischen Oberst wendet, wie in dieser Stunde noch einmal in ihm aufleuchtet, was den Inhalt seiner Sendung ausgemacht hat, und wie er das in die Worte zusammenfaßt: „Der Österreicher hat ein Vaterland und liebt's und hat auch Ursach, es zu lieben".

Wir sind froh und glücklich, daß dieses Wort über unser Land nicht von einem engeren Landsmann gesprochen wurde, denn damit fällt es mit ganzer Schwere auf die Waagschale der Geschichte, und ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie in diesen Tagen, in denen Sie in der alten Hauptstadt des ehemaligen großen Reiches weilen, etwas von diesem glückhaften Empfinden mitbekommen: „Der Österreicher hat ein Vaterland und liebt's, und hat auch Ursach, es zu lieben". Sie haben an ihm teilgenommen, und alles, was diese Stadt geschichtlich bezeugt, seien es die großen erzernen Monumente der politischen Staatengeschichte und der militärischen Triumphe, seien es die wunderbaren Denkmäler der Architektur, alle die stolzen Zeugnisse des Geistes, alles, was uns Wiener Heimat ist, ist im weiteren Sinne auch Ihre Heimat. Denn in jedem Monument der Größe der Vergangenheit hat auch das Herzblut Ihrer Ahnen sein Gedenken, und zu allen Baudenkmälern, die sich in dieser Stadt erheben, gehört notwendig, materiell und geistig, der weite Hintergrund der böhmisch-mährisch-schlesischen Länder. Hier haben Sie nicht Gastrecht, hier haben Sie das Recht des unmittelbaren Besitzes. Und das möchte ich wünschen, daß Sie es in diesen Tagen so ganz und recht empfinden mögen.

Auch wir Österreicher spüren diese Verbundenheit, die durch die Bande des Blutes, des Schicksals, des Geistes und durch die vier Jahrhunderte der Geschichte, die wir in einem Staate verbracht haben, erzeugt worden ist. Aber Ihr Volkstum — so wie das unsere — ist nicht nur das eines Volkes in einem Staate, sondern war immer das eines Volkes zwischen den Staaten, und das nicht erst, seit durch die schlesischen Kriege die Perle der Krone der unvergessenen Kaiserin Maria Theresia, seit der Großteil Schlesiens an Preußen gekommen ist und damit die ursprünglich große Einheit Ihrer Länder zerstört worden ist. Oft wurde darauf hingewiesen, und manches dichterische Werk bekundet es, daß die Ströme und Wässer Ihrer Heimat,ob sie in die Elbe oder in die Oder oder in die March fließen, aus dem Lande weisen. Das ist für Sie und für viele der Ihren zu einem schicksalhaften Lebensauftrag geworden. Es war ein in der Geschichte sich immer wiederholendes Hingeben und Verströmen einer schier unerschöpflichen Lebenskraft, ob sie hier in Österreich oder im deutschen Norden und Westen ihre Lebenserfüllung gefunden hat.

Die geistige Verbundenheit mit Österreich ist in diesen Tagen in eindrucksvoller Weise herausgestellt worden. Herr Hofrat Partisch, einer der bedeutendsten Sachkundigen in dieser Hinsicht, hat mit seiner jüngsten Veröffentlichung, in der er eine überwältigende Anzahl von Persönlichkeiten dafür nennen konnte, diese geistige Verbundenheit damit gleichsam dokumentarisch festgelegt.

Aber wir Österreicher tun gut daran, in dieser Stunde das Sudetendeutschtum nicht einfach für uns zu reklamieren. Wir wissen, daß es immer auch für Deutschland gewesen ist und für Europa. Eine kleine Volkstumsgruppe, zu allen Zeiten reich an Nachkommenschaft, hat Ströme seines Lebens in alle Richtungen der Windrose ausgesandt, und immer wieder können wir erkennen, daß diese Ausgesandten auf fremdem Boden sich bewährt haben.

Diese Eigenart ergab sich aus der geschichtlich begründeten sonderbaren Koexistenz deutsch-slawischer Wesenheit und befähigt das Volk frühzeitig, komplizierte und differenzierte staatliche, nationale und kulturelle Aufgaben zu meistern. Und so wurden seine Sendboten Baumeister mancher Staaten, im alten Österreich im wahrsten Sinne des Wortes die Baumeister des Vielvölkerstaates. Bis in die heutige Zeit reicht diese Funktion. Es sind keine fünf Jahre her, da waren alle drei Erzbischöfe der Wiener Erzdiözese Männer aus Ihren Landen. Der Präsident des Österreichischen Akademie der Wissenschaften und ebenso der Generalsekretär der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ist einer der Ihren. Der amtierende Rector Magnificus der Wiener Universität ist einer der Ihren. Der Gründer des Ministeriums, das zu leiten ich die Ehre habe, der Schöpfer des stolzen Baues des österreichischen Hochschulsystems, Leo Graf Thun-Hohenstein, stammte aus Böhmen. Der große Reformator des Volksschulwesens in Österreich, der frühere Prager Universitätsprofessor Hasner, stammte aus Ihren Landen. Sein Werk, das Reichsvolksschulgesetz konnten wir heuer im 90-Jahr-Jubiläum feiern. Und noch in unserer Zeit, wenn ich die Räume meines Ministeriums durchschreite, sehe ich, daß die Zahl der Ihren hier eine erstaunlich hohe ist. Aber noch eindrucksvoller ist es, sich darauf zu besinnen, wie hinter denen, deren Namensschilder heute neben den Türen prangen, in der Vergangenheit eine endlose Reihe von Menschen steht, die stets aus Ihrem Raum gekommen sind und hier die Meisterschaft dessen besessen haben, was man die Bürokratie des alten Österreichs genannt hat. Sie waren geradezu der Typus dessen, der im alten Reich Staatsdiener genannt wurde, ein Mann, der das Wort dienen noch ernst und in der ganzen schweren Bedeutung aufgefaßt, der diesem Staat aus einer ethischen Gesinnung heraus gedient hat, die in der heutigen Zeit so selten geworden ist, und der wir wünschen möchten, daß sie stärker verbreitet gewesen wäre. Und Sie werden es mir, dem Berufsbeamten, gestatten, wenn ich diesem Kern altösterreichischen Beamtentums an diesem Tage meine Reverenz erweise.

Denn gerade in den stürmischen Tagen des alten Österreichs, als die politischen Kräfte nicht mehr imstande waren, den Staat zu tragen, vielleicht auch nicht mehr willens waren, den Staat zu tragen, waren es Beamte, die die unbedankte Pflicht übernommen haben, Ministerpräsident der zisleithanischen Reichshälfte zu werden, die die sehr schwierigen Ressortgeschäfte in Zeiten übernommen haben, in denen die Politiker ihre Haupttätigkeit in die endlosen Polemiken des Hauses am Franzensring verlegt hatten; in Zeiten, in denen alles zerbrochen ist, was wir heute als Scherben in der Hand haben, und was nicht nur wir, ehemals die Deutschen im Vielvölkerstaat, sondern auch alle anderen Nachfolger der Monarchie heute gern noch einmal in einem Gefäß versammelt hätten, wenn die Geschichte sich wiederholen ließe. Auch daran ist in dieser Stunde zu denken, wenn von Kultur und Kulturpreisen die Rede ist, allerdings unter der Voraussetzung, daß man den Staat nicht als die Resultate eines politischen Kräftepolygons ansieht, sondern als eine kulturelle In-

stitution allerersten Ranges, an der sich eine der höchsten und schönsten Künste menschlichen Wesens, nämlich die Kunst, ein Gemeinwesen der Menschen zu ermöglichen, bewähren kann.

Was ist dieses alte Österreich gewesen? Man spricht heute leichthin über dieses Österreich. Das „Tu, felix Austria, nube" ist rasch gesagt in einem Jahr, in dem wir die 500. Wiederkehr des Geburtstages Kaiser Maximilians feiern. Man glaubt zu leicht, wir wären Brücken und Übergang gewesen, und vergißt zu sehr, daß dieses Österreich, auch das, dem Sie angehört haben, Bollwerk in geistiger und materieller Hinsicht gewesen ist. Daß wir hier dieses Fest überhaupt feiern, verdanken wir sicher Kaiser Maximilian I., denn er hat am Anfang des 16. Jahrhunderts im hohen Dom zu St. Stephan jene eigenartige Prinzenhochzeit vorbereitet und ihr auch beigewohnt, die etwas über ein Jahrzehnt nachher, nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács, die Vereinigung der böhmisch-mährisch-schlesischen Länder mit den alten Erbländern an der Donau zur Folge hatte. Wir Österreicher haben vielleicht zuzeiten nach dem Gesetz „Du, glückliches Österreich, heirate" gelebt, aber zum Tanzen auf diesen Hochzeiten sind wir nie gekommen. Man vergißt, indem man dieses „Tu, felix Austria, nube" sagt, zu sehr, daß dies ein Land war, in dem der Heroismus kein Beruf, aber die Tapferkeit eine Selbstverständlichkeit war.

Wir preisen heute das 17. Jahrhundert als das, in dem das Wunder des Barock sich über Österreich und Mitteleuropa erhoben hat. Aber wir vergessen, daß in eben diesem 17. Jahrhundert unserem Land unter den 100 Jahren nur 2 Friedensjahre beschieden waren, aber 98 Kriegsjahre in Ost und West, Nord und Süd. Da blieb keine Zeit zum Tanzen. Da hat sich eine andere Wesenheit zu bewähren gehabt, die uns notwendig ist, die uns kennzeichnet, die wir heute nicht in militärischen Reminiszenzen beschwören wollen, der wir aber in dieser Stunde stolz als einen charakteristischen Wesenszug der von den Vorvätern auf uns überkommenen Geisteshaltung uns bewußt sein wollen; in einer Zeit, wo Mut und Hoffnungsgläubigkeit wohl die wichtigsten Eigenschaften eines Europäers sind, der nicht glaubt, daß er hier in der fatalen Engpaßstellung eines Rückzugsgefechtes, sondern auf der ganzen Höhe einer europäischen Geistigkeit noch Bestand halten kann.

Dieses Jahr 1959, in dem wir leben, erinnert uns an das Jahr 1809. Wie Sie wissen, feiern wir in diesem Jahr das Andenken Andreas Hofers und seiner Tiroler Freiheitshelden in Tirol und ganz Österreich unter einer besonderen Sinngebung, nicht in einer historisierenden Betrachtungsweise, sondern unter dem Auftrag unseres Daseinsgesetzes. Für uns sind nicht die Stunden des stolzen Erfolges auf dem Iselberg die wichtigsten, sondern jene Stunde, als im Oktober des Jahres 1809 die Bauern den Sandwirt angingen und ihm sagten: „Du hast es angefangen, Du mußt es austragen". Dieser harte Spruch des Schicksals und des Geschicks hat Andreas Hofer die Krone menschlichen Verhaltens verliehen; nicht in den stolzen Tagen des Sieges hat er sie getragen, sondern in der grenzenlosen Einsamkeit der Haft und des Todes. Stunden wie die, die auch wir miterleben durften in unserer Zeit.

Aber dieses Jahr 1809 erinnert auch daran, daß Sie und Ihre Vorväter an diesem Reich nicht nur dort, wo der Lorbeer geistigen und kulturellen Erfolges zu vergeben war, Anteil haben, sondern auch dort, wo es um letzte opferschwere Entscheidungen ging. In wenigen Tagen werden wir die 150. Wiederkehr der Schlacht von Wagram feiern. An diesem Tag bei Wagram hat das 42. Infanterieregiment aus Theresienstadt

die Ehre des Tages gerettet. Dieses nordböhmische Regiment hat in der alten Monarchie bis zum 11. November 1918 als einziges das stolze Privilegium gehabt, den Grenadiermarsch bei allen Anlässen zu schlagen. Auch diese Wurzel aus der Vergangenheit soll nicht verkümmern in einer Zeit, in der nicht ein klirrendes Heldentum der Waffe, sondern das Heldentum der Bewältigung des Alltages mit trüben Rückschlägen und Einerlei von uns die Herausforderung der letzten Kräfte verlangt.

Wir feiern in diesem Jahr auch den 100. Todestag des Staatskanzlers Metternich. Sein Name hat für manche im Schillerjahr keinen guten Klang. Aber die ihn besser kennen, und die ihn aus Srbiks unvergleichlichem zweibändigem Werk erst recht kennen gelernt haben, wissen, daß er der letzte Europäer gewesen ist, der das Konzept einer starken europäischen Mitte, die sich gegen den Druck der Flankenmächte in Ost und West mit der ganzen imponierenden Kraft einer Großmacht verteidigen kann, bis zum Schluß als das seinige anerkannt hat. Ein Konzept, das endgültig zusammengebrochen ist, als an einem Apriltag des Jahres 1945 an der Elbe ein amerikanischer Leutnant und ein russischer Feldwebel einander die Hand gereicht haben. Alles das, sehr geehrte Frauen und Herren, bringt uns immer wieder vor die Frage, was wir in unserer Zeit sind, wir die Österreicher, aber auch die Europäer in dem ganzen freien Rest dieses Kontinentes. Bollwerk oder Brücke, Übergang oder Standhaftigkeit? Sie werden diese Frage spüren auch in diesen Tagen, wo Sie die Nähe des Eisernen Vorhangs in dieser Stadt und ihren Vorstädten geradezu sichtbar vor Augen haben.

Das Jahr 1945, das das Schicksalsjahr der Sudetendeutschen geworden ist, hat, so möchte ich sagen, Ihre alte Aufgabe, ein Volk zwischen den Staaten zu sein, aufs neue vor der Weltöffentlichkeit sichtbar gemacht. Sie leben heute nicht in einem Staat. Viele sind unsere Landsleute in Österreich geworden, die meisten leben in der Bundesrepublik Deutschland, viele leben in der Ostzone, aber viele tausende und zehntausende sind heute in der ganzen Welt verstreut. In dieser Zeit kann sich also die Frage erheben: Wo ist der Schwerpunkt und wo der Pivot, von dem aus dieses Volkstum noch einmal zusammengefaßt eine gemeinsame Aufgabe in der Zukunft haben kann? In dem gegenwärtigen europäischen Transistorium ist die Erhaltung Ihrer Volkstumsgruppe eine ernste und schwierige Aufgabe.

Dem Volk sind verschiedene Elemente durch eine natürliche und göttliche Ordnung gegeben, um zusammen die Gemeinschaft zu bilden: die Abstammung, der Boden, die Schicksalsverbundenheit, die Geistesverbundenheit und die Willenseinheit. Manche dieser Elemente haben in Ihrer Gemeinschaft in den letzten Jahrzehnten eine Schwächung erfahren. Daher ist es notwendig, andere zu stärken und zu verstärken.

Die gemeinsame Abstammung läßt Sie in der lebenden Generation sichtbar als eine geschlossene Gemeinschaft in Erscheinung treten. Heute vormittag empfing ich im Ministerium einen Besucher, der mir sagte: „Jetzt sind sie da, die Sudetendeutschen. Man erkennt sie, unter Tausenden". Und das ist richtig. Jahraus jahrein haben wir hunderttausende Gäste aus der Bundesrepublik Deutschland. Auch Sie kommen aus der Bundesrepublik. Aber wir sehen sie anders: Sie sind die Sudetendeutschen. Und wir sehen es Ihnen an, denn Sie sind in Ihrer Gemeinschaft auch äußerlich noch sichtbar und erkennbar in Habitus und Haltung. Und das ist gut so, daß Sie nach dem Furchtbaren, das über Sie hereingebrochen ist, an diesem Ehrentag in der Stadt noch so auftreten können, als wäre es eine Dusche gewesen, die über Sie hinweg-

gegangen ist. Und wir dürfen Sie noch erkennen, so wie sie zu Väters Zeiten 1919 von uns geschieden sind. Diese Feststellung eines Österreichers mag Ihnen nicht ein flaues Kompliment sein, sondern eine Aufmunterung und eine Bekräftigung Ihres Selbstvertrauens und auch dazu, was in dieser Stunde so not ist für Sie, zur Willenseinheit, die Sie für sich bewahren müssen. Andere Substanzen Ihrer volklichen Gemeinschaft mögen vielleicht geschwächt worden sein, — der Boden ist verloren, die Schicksalsgemeinschaft ist heute reicher differenziert als in der Vergangenheit — daher ist es umso nötiger, die anderen Bande zu stärken. Diese Tage in Wien dienen dazu, die Verwandtschaft und Freundschaft, die unter Ihnen besteht, zu erneuern und zu verstärken. Aber noch wichtiger als alles das ist die Aufrechterhaltung und Stärkung einer Geistesverbundenheit. Einer Geistesverbundenheit, die ich wohl als das stärkste Band Ihres Volkes zwischen den Staaten bezeichnen möchte. Das ist auch der Grund, warum ich als der derzeitige Bundesminister, der die kulturellen Angelegenheiten dieses Landes zu betreuen hat, dem Sudetendeutschen Kulturpreis eine besondere Bedeutung zuerkenne. In ihm drückt sich das aus, was in der Stunde notwendig ist: Willenseinheit und Kultureinheit Ihres Volkes. Indem Sie sich zu beiden bekennen, beide erneuern und verstärken wollen, leisten Sie ganz bestimmt den bedeutendsten Beitrag zur Erhaltung Ihrer Volksgruppe unter den gegenwärtigen Lebensverhältnissen. Geschichtliche Prognosen zu stellen, ist eine undankbare Aufgabe und ein schlechtes Geschäft für einen Festredner. Wichtig ist aber in dieser Stunde, da wir Feste feiern, daß wir uns der Grundanliegen erinnern, daß wir auch in dieser Stunde, wo wir in großer Zahl versammelt sind, das Eigentliche unseres verbliebenen Lebensauftrages nicht vergessen und daß wir für den Rest, der uns zu tun bleibt, Gläubigkeit, Mut und etwas von der Tapferkeit bewahren, von der mehrmals in meinen Ausführungen die Rede gewesen ist.

In diesem Sinne, sehr geehrte Frauen und Herren, sehr geehrte Preisträger, die sie nun den sudetendeutschen Kulturpreis erhalten sollen, nehmen Sie von mir den herzlichen Wunsch entgegen der Aufmunterung, der Stärkung und der Bekräftigung Ihres Vorhabens. Ich finde es als einen Ausdruck der Idee, die zu formulieren ich eben gewagt habe, daß Landsleute, die heute in verschiedenen Teilen des weiten Raumes und in verschiedenen Staaten wirken, von Ihnen nach einem Gesetz gemessen, anerkannt und gewürdigt werden. So werden in wenigen Augenblicken noch einmal Männer vor Ihnen versammelt sein, die aus einem geistigen Mutterboden stammen, die in den Zeiten der Not und der Zerstreuung diesen Mutterboden nicht verlassen haben. Ja, die es selbst in der bittersten Einsamkeit dieser Stunden über sich gebracht haben, vielleicht sogar wegen dieser Einsamkeit, die höchste Herausforderung ihrer Schaffenskraft empfangen haben, und hier nun vor Ihnen die Würdigung und die Anerkennung erhalten. Ich gratuliere Ihnen in dieser Stunde dazu und möchte hoffen, daß sich daraus in Zukunft jenes entwickeln möchte, was ich als eine so wichtige Aufgabe Ihrer Gemeinschaft empfunden habe: die Willenseinheit zu wahren, die Geistesverbundenheit zu stärken; im Übrigen aber aus dieser Zusammengehörigkeit heraus alles das im reichsten Maße zu ersetzen, was Ihnen ein grausames Geschick des Lebens vorenthalten hat. Ein Geschick, das Sie mit der Tapferkeit gemeistert haben.

Vom Prager Geistesleben der jüngsten Jahrzehnte

2. *Die Deutsche Universität*

Die Prager Universität war seit ihrem Gründungsjahr 1348, nicht erst seit dem Spaltungsjahr 1882, eine hohe Schule zweier Nationen und immer auch eine Lehr- und Forschungsstätte mehr als nationalen Geistes. In der langen, wechselvollen Weltwende zwischen Mittelalter und Neuzeit hat sie dem europäischen Humanismus und der abendländischen Glaubenserneuerung entscheidende Anstöße gegeben. Später wurde sie zur Bastion in der kontinentalen Front der Gegenreformation, sodann im 18. Jahrhundert mehr und mehr zu einem östlichen, südöstlichen Brückenkopf der westlichen und nordwestlichen Aufklärung.

Der Theresianisch-Josephinische Zentralismus, der dem alten Österreich den vollen Wiederanschluß seines Geisteslebens an das binnendeutsche bringt — nicht schon von Luther, überwiegend erst von den Klassikern des ausgehenden 18. Jahrhunderts haben weite Gebiete des katholischen Österreich die deutsche Gemeinsprache und nun auch Hochsprache empfangen — diese Aufklärung gibt auf dem akademischen Boden Prags wie überall der deutschen Sprache und ihren Trägern die Überlegenheit der weltgültigeren Sprache und Geistigkeit. Freilich stellt sie den Erwerb ihrer deutschsprachigen Humanität jedem Mitbürger einerlei welcher Volkszugehörigkeit anheim. Es ist die Zeit Karl Heinrich Seibts, des ersten an der Philosophischen Fakultät lehrenden Laien, und des aus Dresden berufenen Protestanten August Gottlieb Meißner, ebenfalls eines Schrittmachers der Reformen G. E. Lessings. Zunehmend gewinnt die Universität nach Unterricht und Lehrkörper deutschen Charakter, 1784 tritt offiziell die deutsche Vortragssprache an die Stelle der lateinischen. Das in einzelnen Fächern zugelassene Tschechisch verschwindet zunächst immer mehr aus Schule und Amt, es droht zum bloß gesprochenen Idiom einer Unterschicht abzusinken.

Doch schon im äußersten Rückzug, Ende des 18. Jahrhunderts, sammeln sich Kräfte erneuten tschechischen Vormarsches. Das Deutsche ist seit der Aufklärung nicht nur Muttersprache, Sprache unser, sondern auch Kalligraphie der Schulbank, Neutraltinte der Amtsstube, Esperanto der Gesellschaft, der weiteren Verkehrs- und Geschäftsgebarung; es wird in beträchtlichen Gebreiten Altösterreichs (gewiß nicht im Bereich des nachmaligen Kleinösterreich) schlechtweg „Unterrichtssprache". Neutrales Deutsch, nationales Tschechisch! Der Name Böhmen umspannt alle Landesbewohner, der Name Čechy meint die Tschechen als Volk, immer häufiger mit der Unterstellung, Böhmen gehöre ausschließlich den Tschechen. Der vielbewußte Ausspruch des Grafen Thun anno 1848 — „Ich bin weder Deutscher noch Tscheche, ich bin Böhme" — läßt sich nicht ins Tschechische übersetzen. So gewinnt die tschechische Wiedergeburt, angespornt durch die Weckrufe Herders und Goethes, geleitet durch das Geschichtswerk Palackýs, vorbereitet schon durch Josef Dobrowský, Josef Jungmann, Josef Šafařík

und Gefährten, gefördert durch Auswirkungen der französischen Revolution, durchweg beursprungt in der Lebenskraft und Stoßkraft des tschechischen Volkstums, einen klaren Vorsprung an kollektiver Konsolidierung. Gutgläubige Versuche vormärzlicher deutscher Autoren, die tschechische Sage zum Thema übergreifender Romantik, die tschechische Geschichte zum Schauplatz gemeinsamen Freiheitskampfes zu machen (siehe Karl Egon Ebert, Friedrich Bach, die sozial-radikalen Alfred Meißner und Moritz Hartmann), scheitern an der separatistischen Entschlossenheit der Tschechen. Die sehen ihre Geschichte und Sage als ausschließlich tschechische Domänen an, sie nehmen jedes Bekenntnis zu böhmischem Patriotismus nicht als Bereitschaft zu einem umfassenden Landes- oder Weltbürgertum, sondern als Option für ein tschechisch-nationales Böhmen mit ditto Staatsrecht und Verwaltung. Es mag mit diesem zwielichtigen Zustand zusammenhängen, daß Goethe, der siebzehnmal im „guten alten Böhmen" verweilt und insgesamt mehr als zwei Jahre seines Lebens in den böhmischen Bädern verbracht hat, nie die Stadt Prag zu betreten gewillt war[1]).

Das Jahr 1848 besiegelt den Fehlschlag der anationalen Politik, die Auseinanderentwicklung des Prager Geisteslebens in zwei immer schroffer geschiedene Lager. Zum erstenmal seit langem stehen die beiden Völker einander paritätisch gegenüber. Und unversöhnlich! Der tschechische Block, der trotzig in der Mitte eingeriegelt bleibt und wachsam deren Hebelpunkte und Ausfallstore nutzt, begehrt unbeirrbar die strikte Selbständigkeit, vorerst die böhmische Selbstverwaltung, letztlich die tschechische Herrschaft in Böhmen. Auch in der wissenschaftlichen Arbeit der Tschechen vereinen sich unter solchem Anspruch positive Leistung und polemische Absetzung.

Seit 1848 sind in allen Fächern tschechische Vorlesungen und Disputationen im Schwang. Beständig aber wächst die Unverträglichkeit der beiden akademischen Hemisphären. Schon das geplante 500jährige Jubiläum der Carolo-Ferdinandea scheitert an den Zwisten des Revolutionsjahrs. Seit der Ausgleichsverfassung 1867 sucht sich die tschechische Mehrheit der Studierenden im Gesamtbetrieb der Hochschulen durchzusetzen. Unter solchem Druck wird die Technische Hochschule Prags, gleichfalls die älteste in deutschen Landen (seit 1806), im Studienjahr 1868/69 geteilt. Im Lehrkörper der noch gemeinsamen Universität erhält sich, anders als in der Studentenschaft, eine starke deutsche Mehrheit, schon dank dem unvergleichlich weiteren Hinterland der deutschen Forschung, deren Lehrer aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet Europas kommen. Die tschechische Hausmacht sind demgemäß die Studenten. Als bei Eröffnung der Deutschen Universität Straßburg (1872) der Prager Rektor Konstantin Höfler (Geschichtsschreiber insbesondere des Hussiten- und des Reformationsjahrhunderts) den Gruß der ältesten Schwester-Universität überbracht hat, schreiben tschechische Kommilitonen einen gehässig-ausfälligen Protestbrief nach Paris. Immer wieder schlägt die tschechische Forderung nach gleichem Anteil am Lehrkörper

[1]) Mehr als unwahrscheinlich — und von keinem der führenden Biographen angenommen — ist Schillers angeblicher Aufenthalt in Prag im Sommer 1791. Er wird allein in den späten, auch sonst unzuverlässigen „Rococo-Bildern" von Alfred Meißner behauptet („Nach Aufzeichnungen meines Großvaters", 2. Ausg. 1876, S. 135 f.) und durch keine Silbe der zahlreichen Briefe Schillers aus dem fraglichen Zeitraum beglaubigt, anders als vorher Schillers Kur in Karlsbad und sein kurzer Besuch in Eger. Undenkbar, daß Schiller auf der beschleunigten Rückfahrt nach Jena „mehrere Wochen" in Prag gesäumt haben könnte, und dies ohne die kleinste Spur in eigenem oder fremdem Zeugnis. Meißner vermerkt genau, wo Schiller in Karlsbad gewohnt hat; von einem Prager Quartier weiß er nichts. Seine Schilderung von Schillers Person folgt den landläufigsten Schablonen. Der Rest der dürftigen Notiz ist die Erzählung eines durch Schiller verursachten Mißgeschicks, das Meißners damals sechsjährigem Vater widerfahren sein soll: wohl entweder Angeberei oder Verwechslung.

und Lehrbetrieb in das Begehren um, die Universität solle als Landesuniversität anerkannt werden, als böhmische item nach eigener Begriffsverschiebung tschechische Universität. Immer häufiger wird da deutsches Schaffen in der Kulturbilanz der Tschechen verbucht.

All dies mündet in die Spaltung der Universität, 1882. Sie wird vom „Versöhnungsministerium" Taaffe (1879 - 93) verfügt, das sich auf die Slawen stützt und die Wünsche besonders der Tschechen begünstigt. Die sehen sich nun durch die Scheidung auf sich selbst verwiesen, zunächst wissenschaftlich geschwächt, doch weiterhin angeeifert, stärkend befreit von einem überlegenen Partner, der seine Dozenten aus allen deutschen und österreichisch-ungarischen Ländern heranholen kann. Indes auch die „Deutsche Karl Ferdinand-Universität", völlig gleichberechtigt[1]), zieht aus der Eigenständigkeit reichen Gewinn — so gewiß jeder künftige Aufruhr der Prager Straße (1897, 1904, 1908/9, gar 1918 - 20) den deutschen Hochschulen nach dem Leben trachtet.

An der internationalen Einheit und Bestimmung der Wissenschaft ist auch nach 1848 nicht gezweifelt worden. Die wissenschaftliche Generaloffensive dieser fortschritts- und forschungsfreudigen Zeitläufte wird auch von Tschechen vorangetrieben. Mehr als anderswo nehmen an ihrer neuen Universität nicht so die zeitgemäßen Naturwissenschaften als die aus dem Volkstum gespeisten sprachlichen und geschichtlichen Disziplinen die Führung. Das Haupt der tschechischen Naturforschung war Johannes Purkinje recte Purkyně gewesen (1787 - 1869), der schon durch seine Dissertation „Zur Physiologie des Sehens" den Beifall und die Förderung Goethes gewonnen hatte, um dann als Physiologe und Pathologe nach Breslau berufen zu werden und schließlich in Prag als gleichsam ein kleinerer tschechischer Virchow zu wirken. Bei weitem reichere Nachfolge findet die Geschichtsschreibung Palackýs. Schon das von Goethes Kaspar Sternberg 1818 gegründete Prager „Vaterländische Museum" wird zur Herdflamme tschechischer Literatur und Überlieferung, die tschechische Enzyklopädie (1854 - 74, unter der Leitung F. L. Riegers) zur umfassenden Heerschau des Volkstums. Historie jeder Art, Folklore, Sammlung aller Quellen und Spuren tschechischen Daseins! Die tschechische Forschung spiegelt den Aufstieg eines jüngeren Volks, sie hat seit der Jahrhundertmitte viele Stellungen zu erobern, die in den deutschen Wissenschaften etwa um 1813 bezogen worden sind.

Anton Gindely beerbt den 1876 verstorbenen Palacký als böhmischer Landeshistoriograph, bleibt jedoch 1882 als Tscheche an der deutschen Universität. Anders als W. W. Tomek, Verfasser der 12bändigen Geschichte Prags, oder der bedeutende Quellen-Erschließer Josef Emler [Fortsetzer des Begründers solcher Forschung, des Piaristen Gelasius Dobner, Herausgebers der „Monumenta historica Bohemiae"/1761 - 83][2]).

---

[1]) Den Geschichtsfälschungen von 1920, die allein die tschechische Universität als Rechtsnachfolgerin der Carolina und seit 1654 Carolo-Ferdinandea beglaubigen sollten, widersprechen u. a. a. die Tatsachen: daß 1882 die tschechischen Professoren der tschechischen Universität zugewiesen wurden, während die deutschen ohne amtliche Bescheide ihre Stellungen beibehielten; daß die tschechischen Studierenden übernommen, die deutschen nicht neu immatrikuliert wurden; daß der Rektor und die Dekane des Studienjahrs 81/82 im folgenden Studienjahr Prorektor und Prodekane der deutschen Universität waren, die entsprchenden tschechischen Funktionäre hingegen neugewählt werden mußten; daß die Insignien bei der deutschen Universität verblieben; daß vorerst nur dem deutschen Rektor Sitz und Stimme des Rektors im Böhmischen Landtag zufiel. (Vgl. „Die Karl Ferdinands-Universität in Prag und die Tschechen", Leipzig 1886.)

[2]) Dieser Prager ist nach Muttersprache ebenso ein Deutscher wie der Con-Piarist und -Historiker Nikolaus Adauct Voigt, dessen böhmischer Patriotismus gleichfalls ein unbefangenes tschechisches Nationalgefühl einschließt.

Mit wenigen Ausnahmen — voran des Zivilrechtlers und Rechtshistorikers Randa, der noch lange in deutscher Sprache veröffentlicht und später als Landsmannminister auch in Wien amtet — versammeln sich die tschechischen Spitzenreiter der Scheidungszeit in der Philosophischen Fakultät: der Historiker Jaroslav Goll, der Kunsthistoriker Miroslav Tyrš, der Ästhetiker Otakar Hostinský, der Philologe Jan Gebauer, nicht zuletzt der positivistische, pragmatistische, nach eigener Bezeichnung „realistische" Philosoph Thomas Masaryk, ein Denker, der wie wenige Weltgeschichte gemacht hat, und ein theoretischer Initiator weit hinaus über die junge Tradition der tschechischen Schulphilosophie.

Die eigenbürtige Philosophie in Böhmen hatte sich in ihren Anfängen von der katholischen Theologie loszuringen gehabt. Sie nimmt dann Richtungen, die sämtlich verhältnismäßig wenig mit dem protestantisch bestimmten deutschen Idealismus gemein haben. Zunächst bewährt sie sich als binationale Säkularisierung katholischen Glaubens Wissens Denkens, am bahnbrechendsten im Werk des insbesondere als Logiker weltgültig gewordenen Bernard Bolzano (1781 - 1848). Dieser Sohn eines zugewanderten italienischen Kaufmanns, übrigens eines emsigen Zuhörers der Vorlesungen Seibts, und einer Prager deutschen Mutter, von 1805 bis 1820 Professor der Religionswissenschaft und Schrittmacher katholischer Aufklärung, dann wegen ketzerischer Lehrmeinungen seines Lehrstuhls beraubt und trotzdem bis an sein Ende der stärkstbewegende geistige Führer des vormärzlichen Böhmen, ist langehin der letzte Prager Denker, der beiden Völkern gleichermaßen zum Wegweiser wird. Beiderseitige Verbreitung finden daneben vorzüglich die realistischen Philosopheme Herbarts. Sie werden in den 1820er Jahren durch Lichtenfels eingeführt, sodann durch dessen Nachfolger Friedrich Exner (den nachmaligen Reorganisator der österreichischen Gymnasien) und durch den Psychologen Fridolin Volkmann erprobt, forthin ebenso von dem anti-Hegelischen Ästhetiker Robert Zimmermann wie von dem klerikalen Pädagogen Otto Willmann ausgestaltet[1]).

In der Philosophie der einspurig deutschen Universität klären sich immer durchgehender zwei gegensätzliche Haltungen ab, die durch gemeinsamen Widerstand gegen die spekulativen Systeme verknüpft bleiben. Die eine ist die phänomenologische, ebenso anti-materialistische wie anti-idealistische Methode Franz Brentanos, später von dem Mähren Edmund Husserl verstrafft; sie wird seit den 1880er Jahren durch den Bayer Carl Stumpf (nachmals Ordinarius in Berlin) und den in Prag Wurzel schlagenden Schweizer Anton Marty eingebürgert, hiernach kurze Zeit durch Alfred Kastil und Jahrzehnte lang durch Oskar Kraus vertreten, psychologisch auch durch Alois Höfler und Christian Ehrenfels fortgebildet, zum Teil noch in die Sprachphilosophie Ernst Ottos einbezogen. Den anderen Pol bildet der Positivismus: Sein Prager Patriarch ist Ernst Mach (aus Mähren herkünftig), bis zu seinem Abgang nach Wien 1895 fast durch ein Menschenalter Professor der Physik; sein Pate der Münchener Friedrich Jodl, vorwiegend als Ethiker lebendig geblieben; seine letzten Wortführer Philipp Frank und Rudolf Carnap. Frank, als Physiker der Nachfolger Albert Einsteins (der vor dem ersten Weltkrieg anderthalb Jahre in Prag doziert hat), war nach 1938 in Rußland tätig. Carnap wirkt heute in den Vereinigten Staaten. In komple-

[1]) Mehr oder weniger als Herbartianer gelten auch die tschechischen Philosophen Cupr, Mathias Amos Drbal, Josef Dastich, Josef Durdik, Gustav Adolf Lindner, der genannte Ästhetiker Hostinsky.

mentärem Verhältnis zu diesen beiderlei Philosophien, die beiderseitigen Errungenschaften zu verarbeiten bemüht, steht die universaltheoretische, grund- und gesamtwissenschaftliche Auswertung der Geisteswissenschaften, die der Verfasser des vorliegenden Textes während seiner Prager Jahre begonnen und seither in mehreren Büchern entwickelt hat.

Die deutsche Universität — deren Hörerzahl schon vor 1914 die letzten der ungeteilten Hochschule überstieg (1913/14 waren es 2295 Studierende im Winterhalbjahr und 2067 im Sommerhalbjahr, bald nach 1918 wurde die Zahl 3000 und 1930/31 erstmals die Zahl 5000 überschritten) — stellte alsbald ein naturwissenschaftliches, im besonderen ein medizinisches Professorenkollegium von Weltrang. Ihr erster Rektor war der aus Sachsen stammende Ewald Hering, bis heute nicht nur von Physiologen zitiert („Über das Gedächtnis als allgemeine Funktion der organisierten Materie"). An seiner Seite lehrten schon im Übergangsjahr der Anatom Karl Toldt, der medizinische Chemiker Hugo Huppert, der Gynäkologe Friedrich Schauta, der Chirurg (und spätere Nachfolger Billroths in Wien) Karl Gussenbauer, immer wieder Größen von morgen, weit seltener als an den stolzeren Universitäten Größen von gestern, ebendarum häufig allzu bald wegberufen. Unter den in den nächsten Jahren Antretenden befinden sich die Botaniker Richard Wettstein und Hans Molisch, der Biologe Berthold Hatschek, der Chemiker Guido Goldschmiedt, der Mineraloge Friedrich Becke, der Physiker Otto Lecher, die Mediziner Jaksch und Rosthorn, Ghon und Grosser, die Juristen Ludwig Mitteis, Gleispach, Wieser, die Kunsthistoriker Alwin Schultz und Heinrich Alfred Schmidt, die Germanisten Jakob Minor und Carl Kraus, der Anglist Brandl, der Musikforscher Adler, der politische Historiker Fournier, der Nationalökonom Alfred Weber, der Slawist Berneker.

Nach eigenzügigen Verfahrensweisen, die in aller Wissenschaftlichkeit das Siegel der Deutschen Universität Prag durch die Welt tragen, rief die böhmische Geschichte samt ihren nahen und fernen Verflechtungen: Saat- und Erntefelder Wilhelm Wostrys und Josef Pfitzners, der Prähistoriker und der Kunsthistoriker, des ursprünglichen Theologen Eduard Winter, der Juristen Ernst Hoyer und Wilhelm Weizsäcker, zu gutem Teil Hans Hirschs, Theodor Mayers, Heinz Zatscheks, dann Anton Ernstbergers und Eugen Lembergs. Die extensiv und intensiv rasch vorwärtsdringende Slawistik sekundierte mit den herausgeberischen, philologischen und literarhistorischen Arbeiten Franz Spinas und seiner vielseitig fruchtbaren Schüler Eugen Rippl, Edmund Schneeweis, Ferdinand Liewehr, Friedrich Repp, in mannigfach ergänzende Horizonte gefügt durch Gerhard Gesemann. Auf ferne Sicht grundlegend wurde das germanistische Werk August Sauers: so weitblickend entdeckerische wie detail-strenge Sachforschung, dazu immer mehr Beratung und Betreuung des geistigen Lebens der ganzen Volksgruppe, fortschreitende Verwirklichung von Herders Gesamtwissenschaft des volklich-geschichtlichen Schaffens und neue Konkretisierung von Scherers Entwurf einer nationalen Ethik aus dem Gesamtwerdegang deutscher Sprache und Dichtung heraus. Verwandte Anliegen hegte die Prager Volkskunde, kühn und gewissenhaft begründet von Adolf Hauffen, umsichtig fortgeführt von Gustav Jungbauer, selbständig ausgebaut von Bruno Schier und Männern der nächstfolgenden Generation. Und nach dem gleichen Ziel ging die forscherliche, lehrerische und organisatorische Leistung Erich Gierachs, unterstützt durch die hervorbringende und ordnend-leitende Tätigkeit Emil Lehmanns in Reichenberg, durch die immer ausgreifenderen Untersuchungen

Ernst Schwarz' und Jüngerer. Unvergessen die heute in Forschungsstätten, Arbeitskreisen und Ämtern für die deutsche Ostkunde Wirkenden[1]).
Alle, auch die dem engeren Raum und seinen Besonderheiten gewidmete Forschung wußte sich vorbehaltlos dem mehr als zeitlichen und volklichen Gerichtsstand der Wissenschaft verantwortlich. Sie suchte noch aus den Daseinskämpfen des Sudetendeutschtums, die sie als Auswirkungen geschichtlich-gesellschaftlicher Urkräfte und Letztfragen zu erkennen strebte, nach Axiomen der umfassendsten Ordnung des Geistes, der Menschheits- und Friedensordnung. Ebenheute verbünden sich dem lebendig erhaltenden Wissen, der wissenschaftlichen Arbeit für Wahrheit und Recht neue völkerrechtliche Initiativen (von Lodgman, Laun, Magerstein, Wenzel Jaksch und Anderen bis zu Raschhofer, Rabl und nicht nur fachjuristischen Gewährsmännern vieler Gebiete: wie Anton Blaschka, Rudolf Schreiber, Kurt Oberdorffer). Von je waren in Prag gleich den Naturwissenschaften sämtliche Geisteswissenschaften auf bessernde, berichtigende Praxis gerichtet.
Unlöslich bleibt denn die Prager Deutsche Universität, nicht anders als ihre Schwesterhochschulen in Prag und Brünn, sowohl mit der Vergangenheit als auch mit der Zukunft aller Landsleute verbunden. Die Austreibung der Sudetendeutschen und die Schließung ihrer Hochschulen — ungezählte Kommilitonen, mehr als dreißig Dozenten allein in Prag haben da ihr Leben gelassen — ist kein Ende des fortzündenden Geistes und des fortbestehenden existenziellen Rechtes unserer Alma Mater Pragensis.

(Als Abschluß folgt im nächsten Heft ein Längsschnitt durch die Prager Literatur vom Naturalismus bis zu den jüngsten Erscheinungen.)

Herbert Cysarz, late professor of German literature in the German University of Prague, continues his series

"On Prague's Intellectual Life in the last Decades"

in this issue with an article dealing with the German University. Summarizing the centuries from its foundation in 1348 he calls up the great cultural movements that found shelter and cultivation here, and describes in greater detail the relationship between the two nationalities and the tension growing up between them and leading to partition in 1882. In masterly condensation Cysarz appraises the rank and attitude of the great minds that have taught here up to our own times, not forgetting to characterize also a good number of Czech intellectual leaders in the critical time before and after the split.
Anyone who has been at this oldest university of the Reich (and there were more than 5000 who studied at the German University of Prague in 1930), will admire the author's power of concise characterisation, and the foreign student will find access to historical facts and relations of which many educated people in Inner Germany have little knowledge.
(We here beg to draw attention also to Herbert Cysarz's retrospective publication "Zehn Jahre Prag", which deals more fully with the years of his own professorship).

[1]) Einschlägige Ergänzungen in des Verfassers autobiographischem Rückblick „Zehn Jahre Prag" („Grenzfall der Wissenschaft: Herbert Cysarz", 1957, S. 77ff.).

Hans Kloos

Kreutzberg — der große Alleintänzer

Zur Verleihung des Sudetendeutschen Kulturpreises

Es gibt (in der Gesamtgeschichte des Ballets) keinen Tänzer, der sein ganzes Leben so sehr dem Tanz verschrieb und mit Tanz ausfüllte wie Harald Kreutzberg. Die tänzerische Laufbahn erstreckt sich gemeinhin über ein bis zwei Dezennien. Oft ist es nur ein kometenhafter Aufstieg, dem schnell ein Absinken in den Nachruhm oder in die Vergessenheit folgt. Kreutzberg aber ist noch immer da — wie einst in den zwanziger Jahren, als in Berlin an der Staatsoper in dem Ballett „Don Morte" sein Stern strahlend aufging. Genau von da an — dem Jahre 1925 — datiert auch seine eigengeprägte tänzerische Individualität: Der schmalgliedrige, federnde Körper, der Wille und die Kraft zu vergeistigter Expression, der kahlgeschorene Schädel, den die Rolle des Hofnarren bedang und der dann als Merkzeichen geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Wie oft hat Kreutzberg in den letzten Jahren, nachdem er ein Fünfziger geworden war, vom Tanze Abschied nehmen wollen! Immer wieder wurde — bei diesen „Abschiedstourneen" — das letzte Auftreten schließlich doch wieder zu einem vorletzten. Wem der Tanz so sehr Passion ist wie Kreutzberg, der kann wohl gar nicht Valet sagen. Er muß den „Ertrag" seines ureigenen Könnens austeilen — noch und wieder. Nur die Formen wandeln sich. Aus dem temperamentvollen Sprungtänzer ist der beschwingt oder ausgewogen Schreitende geworden. Für das Flügelleichte der drängenden Jugend steht nun das anmutige oder feierliche Zeremoniell. Der Tanz hat Kreutzberg rings um die Welt getragen — oder anders: Mit seiner Kunst hat er überall, wo er hinkam, das Publikum gewonnen. Sein Weg führte kreuz und quer durch die Kontinente, vor dem zweiten Weltkrieg und auch nachher wieder. Nur kurze Zeit ist er mit Partner oder Partnerin gereist, später immer allein — begleitet lediglich von seinem Pianisten Friedrich Wildkens, der auch oft die Musik zu seinen Tanzkreationen schrieb. Dieser Alleintanz gehört ursächlich zum Wesen Kreutzbergs. Es ist Alleintanz nicht nur in der Idee, Form, Ausführung, sondern auch was die Attribute betrifft. Auch Maske und Kostüm sind jeweils Kreutzbergs eigene Erfindung — hier wirkt der Modezeichner fort, als der Kreutzberg ursprünglich beruflich angefangen hat. Das Theatralische aber steckte ihm von Anfang an im Blut, trieb ihn schon im Knabenalter auf die „Bretter, die die Welt bedeuten", speiste Neigung und Sinn für szenische Wirkung. Die Reisen um die Welt mehrten und vertieften seinen Ruhm, trugen ihm schließlich die Schlagzeile: „Der Welt größter Tänzer" ein. Das mag übersteigert erscheinen, hat aber, wenn man es recht durchdenkt, seine Richtigkeit. Kreutzberg ist der beispielhafte Exponent des Ausdruckstanzes, des „German dance", wie man im Ausland sagt. Eben als Meister solchen Ausdruckstanzes aber gebühren ihm die höchsten Prädikate. Der Triumph, auf wesenseigener Domäne errungen, kann nicht streitig gemacht werden. Max Reinhardt

hat sehr wohl gewußt, was er tat, als er Kreutzberg für Salzburg verpflichtete. Kreutzbergs tänzerische Physiognomie setzte bereits in Gozzi Vollmöllers „Turandot"-Pantomime den stilprägenden Akzent.

Als Harald Kreutzberg im Jahre 1952 den Berliner Kritikerpreis für Tanz erhielt, hieß es in der Verleihungsbegründung, daß damit das Lebenswerk dieses größten deutschen Tänzers während der ganzen letzten fünfundzwanzig Jahre ausgezeichnet werde. „Harald Kreutzberg hat für den modernen Ausdruckstanz die theatralischen und komödiantischen Elemente neu entdeckt. Seine tänzerische Leidenschaft, seine Phantasiefülle in der ernsten und heiteren Thematik, seine Musikalität, sein Geschmack, sein Humor haben ihn in ihrer Zusammenwirkung zu einer Persönlichkeit von internationalem Gewicht gemacht". Damit sind wesentliche Eigenschaften des Tänzers umrissen — Eigenschaften, die jede Wiederbegegnung aufs neue bestätigt. Wenige Jahre vor dieser Preiszuerkennung, als Kreutzberg (nach der Unterbrechung von Krieg und Nachkrieg) gerade nach Berlin „heimgekehrt" war, stand in einer Rezension folgender Passus: „Er ist elementar wie die Blumen. Kein Mensch kann Blumen hassen. Jeder Mensch muß Kreutzberg lieben ... Mit dem ernstesten Gesicht wohnt er im Lande der Komik. Auch Clowns sind elementar wie die Blumen. Kein Mensch kann Clowns hassen. Jeder muß Kreutzberg gut sein". Damit ist das Fluidum umrissen, die Ausstrahlung, die von solcher Tanzkunst ausgeht. Sie ist nicht an Zeit und Ort gebunden. Sie wirkt im heimatlichen Bezirk ebenso wie im universellen Raum. Sie kann, ohne an Ausdruckskraft einzubüßen, über Grenzen, Meere und Kontinente getragen werden.

Vielleicht hat Kreutzberg die Kraft zu solch weltweiter Wirkung von seinen Vorfahren mitbekommen. Der Urgroßvater bereiste mit Gottfried Hagenbeck Ostafrika, Sumatra und Südindien. Der Großvater zog mit seinem „Circus Charles Kreutzberg" durch die Lande, bevor er sich in Hohenelbe am Fuße des böhmischen Riesengebirges zur Ruhe setzte. Der Vater aber, in Philadelphia geboren, bedurfte als Kaufmann („Repräsentant der mechanischen Spezialspinnerei") ebenfalls des über die Grenzen dringenden Echos. Vielleicht war es aber auch die Weltoffenheit der nordböhmischen Tuchmacherstadt Reichenberg (mit dem späteren Magnetfeld der „Reichenberger Messe"), die Harald Kreutzberg bei der Geburt ins Blut mitgegeben wurde. In Reichenberg kam er 1902 zur Welt, im deutschen Nordböhmen, im ehemaligen Österreich-Ungarn. Dieser Umstand ist nicht von ungefähr, wenngleich die Eltern Kreutzbergs wenige Jahre darauf nach Dresden übersiedelten. Reichenberg (und später Alt-Harzdorf bei Reichenberg) ist Kreutzbergs eigentliche Kindheitsheimat. Zu ihr empfindet er eine große Liebe. In ihr verbrachte er auch alle Ferien. „Daran", so schreibt er in einem Briefe, „habe ich traumhafte Erinnerungen. Die Wiesen, die sanften Hügel, der Jeschken, der mir damals wie der Montblanc erschien. Später (ich glaube 1929 - 1932) zogen meine Schwester und ich wieder nach Reichenberg (nach Alt-Harzdorf) und auch diese Zeit ist mir wieder in herrlicher Erinnerung. Später zogen wir dann nach Seefeld/Tirol, wo ich mir ein Häuschen gebaut hatte. Aber selbst angesichts der dortigen gigantischen Bergwelt schwärmen wir noch oft von der sanften lieben Landschaft um Reichenberg und haben manchmal direkt Sehnsucht danach".

Seine Verbundenheit mit der sudetendeutschen Heimat hat Kreutzberg auch sonst bezeugt. Über den Weltfahrten, über den Europatourneen vergaß er nicht das von

Natur aus für Theater und Musik aufgeschlossene Böhmen. Es vergingen wohl kaum eine Saison, in der Kreutzberg nicht seine Tanz-Soiree im schönen Reichenberger Stadttheater gab. Das Programm war dasselbe, immer wieder variiert, immer wieder bereichert, mit dem er auch seine tänzerischen Siege in den großen Metropolen errang. Die Skala des Lebens wird abgeschritten, vom Heiteren bis zum Tragischen, in Legende oder anmutigem Spiel, in Phantasie und Symphonie, in pathetischer Gebärdung oder locker-leichtem Gleiten. Zählt man sie auf, diese Tänze (einige aus der Vielzahl), etwa „Engel der Verkündigung", „Hiob", „Klagender Orpheus", „Abendphantasie", „Das Stundenglas" oder „Alter Kalender", „Till Eulenspiegel", „Pastorale", „Mit einem Buch", „Der verliebte Gärtner", „Seliger Walzer"... dann beginnen umrißhaft die Gestalten und Visionen wieder zu leben, im einzelnen aus der Erinnerung heraus nicht mehr beschreibbar, aber erregend und beseligend in ihrer fortwirkenden Bannkraft, die bis ins letzte Detail das Werk eines Einzelnen ist, der, wenn er tanzt, mit diesem Tanz zugleich auch großartig spielt. Lehrer und einstige Mitstreiter, denen er sich dankbar verbunden weiß (Terpis, Mary Wigman, Ivonne Georgi), hat er, nachdem er ganz der „Kreutzberg" wurde, längst hinter sich gelassen. Der Stil seines Ausdruckstanzes ist nicht übertragbar. Er ist an ihn selbst, an seine Person gebunden. Ob er sich an Choreographien weitergeben läßt...? Der Festwiesenauftritt in Wieland Wagners Bayreuther „Meistersinger"-Inszenierung oder, eben kürzlich, die Walpurgisnacht-Gestaltung im Düsseldorfer „Faust", waren Versuche in dieser Richtung. Kreutzberg, der Alleingestalter, die schöpferischste Tanzindividualität unserer Tage aber bewahrt, jenseits von solchen Versuchen, sein unverwechselbares Bild.

Erna Künast

SONNTAGSFRIEDEN

Ein Rasenweg, bestreut mit rotem Klee,
den reifer Weizen säumt zu beiden Seiten.
Und wo er endet, leuchtet blau der See. —
Die Sonne strahlt, gleich reinen Seelen gleiten
zwei Sommerwölkchen langsam durch den Tag.

Kein Mensch, kein Laut. Nur einer Lerche Lied
läßt Silbertöne auf zum Himmel steigen.
Die Welle träumt, wie ein Gedanke zieht
ein weißes Segel durch das Sonntagsschweigen
und lächelt still, als wüßte es vom Glück.

PORTRAIT „Harald Kreutzberg"

Fridolin Aichner

. . . denn es führte kein Weg

Aus dem 2. Kapitel des gleichnamigen Romans (Manuskript)

Es war im dritten Jahr des ersten Weltkrieges. Das alte Europa stöhnte im Kindbettfieber einer Wiedergeburt. Soldaten schleppten sich hinter schwarz-weiß-roten und schwarz-gelben Fahnen, die vom Regen entfärbt waren und vom Winde zerwirkt, über die endlosen Straßen. Die Männer des abgelegenen Bergdorfes standen vor Czernowitz oder am Isonzo, die Weiber hantierten mit alten Knechten und giftigen Mägden fort. Das Korn aber schob wieder wie alle Jahre, wenn es gegen St.-Joseph ging, seine blaugrünen Blättchen durch das nußbraune Erdreich, unberührt von den naßgrauen Wolkenschleiern, welche den späten Märznachmittag erfüllten, und gewiß regten sich auch schon Mohn und Rade im Dunkel des fettglänzenden Schoßes, und Wicke und Winde und Tausendguldenkraut, bereit zu künftigem Blühen und Tragen in Sonnenglut.

An jenem Tage also war es, da hing im Querweg, der die Dorfstraße mit dem Buchrand verbindet, gerade da, wo er vom Straßendamm steilab zur Wiese niederführt, ein Möbelwagen, mit zwei Rädern in den Morast eingesunken, schief über dem Abgrund, daß auch der Fuhrknecht, ein robuster Mann, keinen roten Heller mehr gegen das Umschlagen des hohen Gefährts gesetzt hätte.

Kaum einen Hahnenschrei von der Unheilstelle entfernt, wo sich das Land zum Buchrand emporzuheben beginnt, lag der Weigel-Hof. Dort standen Leute, die, das neue Lokalblatt in Händen, die Geschehnisse an den Fronten beredeten. Als sie das drohende Unglück bemerkten, meinten die einen, daß dies ein schlechtes Zeichen für den Einzug des Neuen sei. Der Golda, ein immer noch rothaariger Siebziger, wollte helfen; aber die Weiglin hielt ihn zurück. Dazu wäre immer noch Zeit, wenn der Neue käme, um Hilfe zu bitten. Die Husligin, ein zaundürres Weib mit einem Feuermal auf der rechten Wange, riet gar, den Platz zu räumen, damit sie nicht entdeckt würden; denn wenn auch die Sicht ins Tal schlecht sei in dem nebligen Regenlicht, so könne es doch sein, daß der Neue Katzenaugen besäße, die durch anderes hindurchzusehen vermöchten als durch dieses bißchen Wolkenrauch. Noch aber hielt sie die Neugierde fest: sie blickten stumm zur Straße hinan, als böte sich dort ein fesselndes Marionettenspiel.

Der Fuhrmann hatte die Pferde abgespannt. Ein Mann trat an den Kutschbock, lehnte den Stock, auf den er sich beim Gehen stützte, an die Deichsel und hob zwei Kinder auf die Straße, dann eine Frau, dann eine zweite, und die hielt einen Ballen im Arm, der aussah wie ein in Decken gepacktes Wickelkind. Sie übergab ihn der anderen Frau, strich ihre Kleider zurecht, löste sich aus der Gruppe und verschwand mit eiligen Schritten in der Niederung. Der Weg führte an einem von Weiden umstandenen Tümpel vorbei und stieg dann in einer leichten Windung zum Weigel-Hof hinan. Es war kein Zweifel: ihr Ziel war das Gehöft, das mißmutig und naß wie eine verirrte Henne an der graugrünen Lehne saß.

Dreimal mußte die Frau an die Tür pochen, ein Pförtchen, das in das Tor geschnitten war, dann erst knarrte es in den Angeln, öffnete sich zögernd, ein verschlossenes Frauengesicht trat aus dem Dunkel hervor. „Was ist's?" fragte eine Stimme, die klang wie splitterndes Glas.

Eine Kette klirrte leise. Sie schien unversehens berührt worden zu sein, und es wisperten Stimmen: es waren noch mehr da hinter dem strengen Gesicht, dessen Augen schon bei einer Frage von einem kaltgrauen Glanz waren, als hielten sie Gericht. „Bittä schän, kommen 'S' helfen", sagte das Mädchen an der Pforte, „seins me eing'sunken mit Mäblwagen von neie Härr Lährär auw die Bärg, noch brauch me Pferd —", und beschwörend, als wüßte sie um den geringen Wert eines Wunsches in eigener Sache, wiederholte sie leise: „No is für neie Härr Lährär, nit für mich —"

Ein paar schemenhafte Gesichter tauchten neben der Weiglin auf, Lichtschatten mehr vor einer unergründlichen Wand. Nur ganz allmählich, so dünkte es dem Mädchen, nahmen sie feste Konturen an.

Die Leute im Dunkel bewegten sich nicht. Sie hatten mit einemmal anderes denn einen im Morast steckengebliebenen Möbelwagen zu bedenken. Das war ein böhmisches Mädchen, und ein Böhm war seit Menschengedenken nicht in diesem Dorf. Zwei Wegstunden weiter gab es einen Ort, der war von Tschechen bewohnt; aber der lag in einem anderen Tal, nichts als Wald dazwischen, und es führte kein Weg in dieses andere Tal.

Sie starrten die Fremde an. Sie war von sehniger Gestalt und hatte ein gesundes braunes Gesicht. Schwarze Haarsträhnen ringelten von dem perlgrauen Kopftuch her in die Stirn, Nebel wie glitzernde Spinnweben darin. Unter den schwarzen, fein geschwungenen Brauen standen unbeweglich zwei dunkle Augen, aber die ausgesprochene Bitte leuchtete wie schimmernder Bernstein aus dem ängstlich geweiteten Augengrund hervor.

Wie ein Eichhörnchen, dachte der Golda, das um sein Leben bittet, wenn man es aus dem Wald aufs Feld getrieben hat. Sie hat schöne Zähne, kam es der Weiglin in den Sinn, sie wird den Männern die Köpfe verdrehen, wenn der Krieg aus ist. Die Husligin aber sah, daß das Mädchen schöner war als ihre Tochter Marie.

„No bittä schän", wiederholte die Fremde ganz leise. Sie sprach aber nicht weiter. Sie nahm die Hände aus den Manteltaschen, schöne, feste Arbeitshände, sie hob sie ein wenig an, Augen, Mund und Hände, alles an dem Mädchen bat um Hilfe. Es war kein Fordern, nur eine flehende Frage aus einem guten Herzen, der nur ein Rohling widersagen kann.

Es blieb stumm.

Über dem Buchwald trat für einen Augenblick die Sonne aus dem Nebel hervor, eine fahle Scheibe leuchtenden Faulholzes, von einem morschen Stamm geschnitten, schon in die kommende Nacht gehängt. Drei Gänse zogen vom Tümpel heimwärts. Eine spürte mit gekrümmtem Hals dem Rinnsal nach, welches das Weggleis von der Lehne her empfing, die beiden anderen wackelten mit schrägen Köpfen mißtrauisch an dem Mädchen vorbei. Die säumige folgte mit heiserem Schrei, schlug die Flügel, zischte die Fremde an und verschwand hinter den anderen in dem Loch, das für den Hund in den unteren Torrand geschnitten war.

„Bittä schän —" sagte das Mädchen noch einmal. Im gleichen Augenblick aber öffnete sich das zweite Tor, gelbes Stroh leuchtete aus dem Bansen hervor, ein Pferdepaar

schnob aus dem Hof, rostbraun wie der Bart des Bauern, der hinter den Tieren die Waage trug.
„Dort, junge Frau", sagte der Golda, indem er mit der Peitsche nach einem Holzstoß unter dem Nußbaum wies. Es war sauber gespaltenes Buchenholz von voller Scheitlänge, wie man es zum Schüren des Backofens gebrauchte. Das Mädchen verstand. Es lud sich so viele Scheiter auf den Rücken, wie es eben ertragen konnte, und eilte dem Bauer nach, der mit seinem schnaubenden Gespann bereits die Böschung zur Straße erklomm.
Backofenholz ist gut, dachte das Mädchen, wir werden eine Brücke bauen, und der Wagen wird seinen Halt wiederfinden über dem Morast.
Als die Weiden schon wie Popanze den Tümpel umlungerten in der einbrechenden Nacht, ratterte der Möbelwagen über das Brücklein, das aus rohen Fichtenstämmen bestand, welche, über zwei Planken gelegt, das Abwasser des Weihers überdeckten. Unter der munteren Kraft von zwei Pferdepaaren knarrte und schliggerte der Wagen am Weigel-Hof vorbei, die Lehne hinan, zum Buchrand empor, an dessen Fuß das Schulhaus stand, dessen gähnende Herdlöcher und hallende Wände noch nichts wußten von wärmendem Feuer und neuem Uhrenschlag.

Erna Künast

AUF DER INSEL

Nacht geht sacht durch Kumlaby,
Sommernacht mit allen Sternen
und der Brandung traumhaft fernen
Brausen, das mich so betört.

Einsam und in sich gekehrt
steht das Kirchlein zwischen alten
Bäumen, die ihr Laubwerk falten
und das schlichte Heiligtum.

Auf verwittertem Gestein
liest der Mond vergeßne Namen,
breitet wie ein freundlich Amen
drüber seine Helle aus.

Schläfrig wiegt sich der Jasmin,
Stille — ferne Lichter blinken,
Wünsche wachen auf und sinken
leicht wie Blütenschnee ins Gras.

Rudolf Quoika

Über die Musiklandschaft Gustav Mahlers

Die Welt feiert am 7. Juli 1960 Gustav Mahlers 100. Geburtstag und zugleich den größten Sinfoniker des 19. Jahrhunderts neben Beethoven und Bruckner, der aus der sudetendeutschen Landschaft stammt.

Betrachtet man die Musikgeschichte nicht nach dem historischen Verlauf als Nacheinander, sondern als räumliches Nebeneinander, so ergeben sich nach den deutschen Stämmen einzelne Landschaften, aus deren Wurzeln ganz andere Beobachtungs- und Vergleichsmomente erfließen als bei der pragmatischen Musikgeschichtsschreibung. Eine solche Betrachtungsart hat natürlich möglichst weitmaschig zu sein, in einer Weise, die über lokale Erscheinungen hinausgeht und weitgehende Ziele steckt. Die Veranschaulichung kultureller Kategorien ist ebenso wichtig wie die der zivilisativen, die überall bemerkbar werden. In die Literaturgeschichte hat Joseph Nadler diese Veranschaulichung eingeführt (Literaturgeschichte der deutschen Stämme) und H. J. Moser diese auf die Musikleistung ausgedehnt (Deutsche Musikgeschichte; Die Musik der deutschen Stämme); darüber hinaus konnte auch der Verfasser die Musikleistung der Sudetendeutschen betrachten (Die Musik der Deutschen in Böhmen und Mähren. Berlin 1956 Merseburger). Dabei ist klar geworden, daß die Musik als geistiger Niederschlag nicht allein vom Einzelindividuum ausgeht, sondern als Summe vieler Teilgebiete und Erscheinungen aller Art betrachtet werden kann. Mitspieler werden geographische Begriffe (Gebirge, Täler, Flüsse, Ebenen, Wald und Feld), die Volkskunde und nicht zuletzt die Sprache, die nach Landschaften in Dialekte gespalten ist und zum Ganzen als bindendes Mittel wohl am meisten beiträgt, die Gesamtlage zu vertiefen. Hierher gehören charakterliche, mimische und Bewegungselemente, zum Teil auch als sprachliche Ausdrucksformen, das Volkslied und der Volkstanz, beachtbar ist ferner die nachbarliche Äußerung eines Bruderstammes oder die einer anderen Rasse. Daher müssen oftmals auch Mischzonen und deren Geltungsbereich Anlaß sein, zusammengehörendes aufzuzeigen oder auszuschneiden. Längst konnte nachgewiesen werden, daß das Volkslied arteigener Ausdruck eines Stammes ist. Bei den Sudetendeutschen sind solche Einflüsse stets geographisch bestimmt und kommen als Rückverbindung zu den jeweiligen Mutterstämmen aus West, Süd oder Nord, ein Gefälle sonderbarster Art. Der süddeutsch-bayerische Zustrom ist hier ebenso wichtig wie der meißnisch-sächsische oder schlesische, der über das Gesenke zurückflutete und die Sprachinseln speiste. So ist die sudetendeutsche Landschaft gleicherweise ober- wie mitteldeutsch.

Bei den Sudetendeutschen spielt die Kunstmusik eine ebenso gewichtige Rolle wie die musikalischen Lebensäußerungen des Volkes selbst. Diese geistigen Grundlagen stützten jahrhundertelang den österreichischen Staat; nur allzuoft flossen die besten Begabungen nach Wien ab, wurden dort gebildet und dem Einschmelzungsprozeß

unterzogen, der die österreichische Kunst schuf. Von den Musikern wären hier Chr. W. von Gluck, Florian Gassmann, die Ahnen Franz Schuberts, E. S. Engelsberg, S. Sechter, C. Horn, H. Rietsch und nicht zuletzt Gustav Mahler zu nennen. Ausgesprochene Kleinmeister, die viel zur Verflechtung neuer Stilgesetze, z. B. der der Klassik beitrugen, seien hier außeracht gelassen. Die sudetendeutschen Landschaften werden meist ein Vorfeld für das österreichische (Wiener) Musikgeschehen und Mähren zu einem Ausfallstor für werdende Talente, die von Wien immer wieder angezogen werden. So wurde die wilde Wurzel zu einem stets fließenden Quell, der die Mutter der Künste, die Kaiserstadt, speiste.

Nun zur Landschaft selbst. Zuerst darf man über die Fülle der Begabungen, die Zuordnungsmöglichkeiten und schließlich über diese selbst, die einzelnen Kategorien, staunen. Vielleicht ist es sinnvoll, auf die Funktion der Randgebirge hinzuweisen, die das Ausströmen von Talenten in andere Bereiche verhinderten und fast ausschließlich die Zuordnung der sudetendeutschen Musik und deren Träger zur oberdeutsch-österreichischen förderten. Eine der Volks- und Sprachinseln wurde auch die Heimat Gustav Mahlers. Kalischt, in der Sprachinsel von Deutsch-Brod gelegen, wurde der Geburtsort, Iglau in der gleichnamigen Sprachinsel, die Wahlheimat des Meisters; sechs Monate alt kam er in die alte, von Hügelketten, Wäldern, Teichen und Naturschönheiten aller Art umgebene Bergstadt. Alte Bürgerhäuser, gotisches Turm- und Mauerwerk, ein weiter Stadtplatz mit der barocken Jesuitenkirche und das ungleiche Turmpaar der uralten Stadtkirche St. Jakob schlossen eine romantisch wirkende Szenerie zusammen, die eindrucksreich auch auf das Gemüt des jungen Mahler wirkte. Dazu kam eine außerordentlich schöne malerische Landschaft, in der Volkstum, Brauch und die klanglichen und Bewegungsäußerungen in seltener Weise zum Bestand dieser Gegenwart gehörten. Auch die Volkstracht der bäuerlichen Bevölkerung trug bei, das Antlitz der Landschaft zu bestimmen. Die großen sudetendeutschen Volksliedsammlungen, etwa die von Hruschka-Toischer oder Jungbauer, bewahren einen großen, kaum von einer anderen Landschaft übertroffenen Liederschatz, dessen Stücke freilich nicht immer dem altbayerischen Jodelstil, der ausgeprägten süddeutschen Volksliedmelodie angehörten, sondern mit Melodien abwechseln, die der diatonisch-kirchentonartlichen Reihe zuzuzählen sind; auch Pentatonisches mischt sich ein, besonders im Kinderlied, und wird zum Zeugen für das Alter der deutschen Siedlung und ihres ungebrochenen Volkstums. Das normalmäßige deutsche Volkslied fehlt natürlich nicht, jene mittelrheinisch-mainfränkische-thüringische Volksliedweise, das Volkslied schlechthin, das „diatonisch schreitend, lieblich gleitend, voll freundlichen Anstands und graziöser Würde ist" (K. Huber). So oder ähnlich äußert sich auch das Bergmannslied der uralten Häuersiedlung. Am Lande spielten die Bauern auf selbstgebauten Geigen, der Klar- und Grobfiedel und dem Plaschperment, dem Kontrabaß. Hier trat noch immer das alte Kunstgut echter Handwerklichkeit zutage und man verabscheut es, anscheinend bessere Instrumente zu beziehen. Diese Volkskunst mied jede Art von Artismus und verblieb im Banne des Herkömmlichen, musizierte neben den Liedweisen und Volkstänzen nur wenig abgeklungenes Kunstgut oder gar Werke der Kunstmusik. Natürlich stellte sich diese Bauernmusik bewußt außerhalb aller fremden Einflüsse und blieb daher traditionell mit der Kunst einer gewissen Frühzeit in lebensvoller Verbindung. Erklang eine der Iglauer Bauernmusiken, dann konnte man der Zusammenhänge mit der Volkwerdung gewiß sein.

Iglau besaß natürlich auch eine alte städtische Kultur. Die Bürgerschaft beschäftigte Gewerke aller Art, auch Musikanten, und eine Hochkultur wurde im 16. Jahrhundert erreicht. Paul Speratur, der Reformator der Stadt, fand für sein Liedschaffen genug Gelegenheit. Eine Meistersingerschule wurde nach Nürnberger und Steyerer Muster begründet und 1571 stimmte der Rat der Tabulatur zu, den 32 Regeln, nach denen Thomas Bendel und Johann Zeidler ihre Gesänge bauten. Die Pest, der Dreißigjährige Krieg und das Erlöschen des Bergsegens bedingten ein Absinken der kulturellen Kräfte, doch blieb die Stadt samt ihrer Landschaft auch in der Barockzeit ein lebensvolles geistiges Zentrum im böhmisch-mährischen Hügelland. Schon 1740 besaß die Stadt ein eigenes „Comödiehaus", in dem zu Ehren des Bischofes von Olmütz eine prunkvolle Oper aufgeführt wurde. Dieses Theater ist ein erster Hinweis auf die Zusammenhänge der Stadt mit Wien, der Barockkultur und den neugeformten österreichischen Geist, der als Theresianismus und Josefinismus die Zeit beherrschte und Leben und Denken des Bürgertums, sowie dessen Haltung beeinflußte. Als Ganzes gesehen wurde aber die alte Bergstadt samt ihrem Umland eine Wiege für schlummernde Kräfte, die erst nach ihrem Abzug nach Wien erweckt wurden. Schon das Toleranzpatent hatte gerade hier viele Kräfte frei gemacht, die bis dahin unbekannt, doch sehnsuchtsvoll ein Eigenleben führten, aber erst durch die volle Liberalisierung des Jahres 1848 ein neues Leben beginnen durften.

Für eine historische Betrachtung Mahlers und seines Werkes haben diese Voraussetzungen eine besondere Bedeutung, denn der spätere Meister gehörte einer jüdischen Familie an, die mit anderen zugleich in den Besitz der vollen Bürgerrechte kam. Das Judentum in Mähren, gesammelt in eigenen Gemeinden mit Selbstverwaltung, hatte schon manchen Feuerkopf an Wien abgegeben, erwähnt sei als Beispiel Sonnenfels; jetzt wurde es aber in eine Entscheidung gedrängt, die die Zeit als Aufgabe gestellt hatte. Ein Teil der Juden, die Traditionsbewußten, versuchte Religion und Volkstum zu erhalten und blieb daher dem deutschen oder slawischen Osten fern; der anders denkende Teil, die führenden Kreise, suchte im Sinne des Liberalismus die Assimilation im deutschen Volkskörper und nur die Kultgemeinschaft aufrecht zu erhalten, alle anderen Fragen sollten im Sinne der Zeit und des Staates gelöst werden. Dadurch erhielt die deutsch-österreichische Kulturgemeinschaft einen bedeutsamen Zuwachs völlig neuer unverbrauchter Kräfte. Daher wurden in der Zeit des Liberalismus zahlreiche jüdische Bürger in manchen Teilen des öffentlichen Lebens führend und tonangebend.

Diese Denkungsart blieb bei der liberalisierten Judenschaft trotz Zionismus bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts eine Lebens- und Schicksalsfrage. Die Assimilation war meist vollkommen. Die deutsche Muttersprache und Schulbildung, der Umgang und die Charakterbildung und der Einfluß der Literatur, Künste und Musik erwies sich für alle Teile als nutzbringend und selbst die eigene Religion, die damals einer gewissen Säkularisation entgegenging, schätzte den Geist und die Kraft deutsch-jüdischer Denker (Baruch Spinoza, Moses Mendelssohn) mindestens ebenso hoch wie die Lehren der Patriarchen und Propheten. So verblaßten die Grenzen zwischen ursprünglich jüdischem Denken und österreichischen Josefinertum, stärkten jedoch eine neue Art der Lebensführung, der alle Bewohner Österreichs unterlagen. Der Großteil der Juden wollte eben deutsch-österreichisch sein. Natürlich gehörte Mahlers Vater zu dieser Gruppe und auch ihm schien der Weg in die neue Zeit wichtiger als der

Verbleib in der Ghettogemeinde. Diese Gründe bewogen ihn, den Sohn in den Genuß deutscher Bildung zu setzen und daher besuchte dieser die Gymnasien in Iglau und Prag.

In Iglau lehrten Mitglieder des Prämonstratenserordens vom Stifte Strahov in Prag, die es verstanden, mit Hilfe ihrer Haustradition und der Methoden des Utraquismus jedes Außenseitertum zu bannen, es sei denn, ein Feuerkopf hätte den Weg in den aufgeklärten Liberalismus gesucht. Hatte Mahler in Iglau die geistige Seite dieser Erziehungsmethode kennen gelernt, so kam ihm Prag sozusagen auf dem weltlichen Wege entgegen. Übrigens gingen Mahlers Wiener Lehrer, Epstein, Fuchs, Krenn und Anton Bruckner gleiche oder ähnliche Wege; wie die beiden Gymnasien die Glückseligkeit und die Humanität förderten, so floß dem Adepten in Wien der musikalische Stoff zu. Mahler verstand bald die Wechselwirkung seiner Landschaft und die der Großstadt. Dort waren es die Tanzweisen der bäuerlichen Fiedeltrios, die straffen Rhythmen des altbayerischen Zwiefachen, die freie Gegend, lyrisch fast und weiterschweifend von Hügel zu Hügel, wie Goethe es liebte; da, in Wien, war Kant der beste Führer. Aber auch das Schwarzgelb des alten Österreich wurde zur reichen Begegnung. Soldaten zogen singend vorüber, die Retraite erklang durch den stillen Abend und bei besonderen Anlässen spielte die Militärkapelle. Nur wenige erinnern sich der weich konturierten Rhythmen des Marschtempos, des Klanges der Trompeten, an die samtenen Modulationen der Waldhörner, der Nebenmelodien, vom Tenorhorn mit Charme vorgetragen, an das schillernde Holz und schließlich an den Einschlag der kleinen Trommel und des Schlagzeugs. Das war die Heimat und Fremde, die Zeit, das alte Österreich mit seinem klingenden Herzschlag und schließlich auch Gustav Mahler, der alle diese Dinge schätzte und geistig verarbeitete, manches verkehrt, läutert und in eine andere Ebene überträgt, in eine, die die Sinfonik Mahlers auszeichnet. Noch die IX. Sinfonie erinnert im Ländler (3. Satz) und dem Marsch-Burleske (4. Satz) an diese Welt einer seligen Jugend.

Als der Vater Mahlers das Musiktalent des Sohnes entdeckte, gab es nur eine Lösung: Der Sohn wird Musiker. Vollbeladen mit Eindrücken aller Art, dem Kraftgefühl der Landschaft und einer guten geistigen Bildung zog Mahler nach Wien; wieder gab die Heimat ein Talent ab und die Hauptstadt formte es zum Genie. Das Jahr 1860 war für die Musik sehr fruchtbringend: Camilla Horn, Heinrich Rietsch. F. Woyrsch, dazu Mahler. Diese Köpfe verbürgten reiche Ernten. Eine Generation vor Mahler war der Musikraum Böhmen-Mähren eine Hochburg der Mozartianer und der Klassizisten, Prag noch immer die bevorzugte Mozart-Stadt der Welt. Als die Romantik in Böhmen zur Hochburg wurde, brach der Bann, das geistige Streben J. G. Herders und J. W. von Goethes wurde wieder lebendig und die Musiker K. M. von Weber und der einheimische Friedrich Kittel huldigten der neuen Richtung, die auch von zahlreichen Utraquisten aufgenommen und in Prag selbst zu einem besonders kultivierten Hausmusikstil umgedeutet wurde, in dessen Mittelpunkt das Klavier stand. So ging die Frucht J. W. Tomascheks ebenso auf wie die Strahlung der Leipziger Dioskuren Felix Mendelssohn und Robert Schumann. Die Davidsbündler, der Anhängerkreis des Romantikers Schumann, waren nirgends zahlreicher als in der Moldaustadt und die „Neue Zeitschrift für Musik", das Organ der neuen Schule, hatte hier die meisten Abnehmer. Dann kamen Hector Berlioz, Richard Wagner und Franz Liszt nach Prag und wurden begeistert aufgenommen. Fast geriet der Musikboden

Böhmens in Aufruhr, als hier die Wagner-Anhänger, dort die Gegner, die Klassizisten, das Feld zu behaupten suchten. Um 1860 spalteten sich die nationalen Lager in Böhmen und Mähren und die beiden Völker, die bis jetzt eine einzige „böhmische Nation" gebildet hatten, gingen den völkischen Weg. Während die Tschechen bald eine eigenständige nationale Musik erarbeiten konnten, schworen die Deutschen auf die weitflatternde Fahne Richard Wagners und halfen damit gerade dieser Idee zum Siege. Mozart trat zu Gunsten Wagners etwas in den Hintergrund, blieb jedoch immer der Mittelpunkt aller klassisch-musikalischen Anliegen im romantischen Musik-Prag. Während die Geister revoltierten und nach adequatem Ausdruck rangen, regierte im Prager Konservatorium noch immer Direktor Josef Krejčí als unentwegter Verfechter und Wächter der Nachklassik, dazu ein Patriot, der beiden Lagern dienen wollte. In der deutschböhmischen Provinz lag die Musikpflege in den Händen von Lehrern, Gesangvereinsdirigenten oder Theaterkapellmeistern, die das Musikgeschehen im Sinne der Mode einrichteten; dem stand eine sehr beachtliche Hausmusikpflege gegenüber. Klassische Streichquartette und die Werke Onslows wie des einheimischen Veit wirkten ebenso geschmackbildend wie die Klaviermusik, die meist in Händen trefflich spielender Damen lag, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, mit Sonaten Beethovens, den Stücken Chopins und Liszts oder solchen der einheimischen Romantiker (Dessauer, Schulhoff, Hampel) zu glänzen. Die Gesangvereine sahen in der Pflege der Oratorien Haydns eine ebenso vornehme Aufgabe wie von Chören Veits oder Engelbergs, die von den Tafelrunden her tönten. Die Kirchenchöre schwelgten in der klassizistischen Richtung und verfügten über ein Heer von Mitwirkenden, Sängern wie Musikern. Jünglinge durchzogen Wald und Flur und erfreuten sich an den Echowirkungen der Hornquartette und in mancher Stadt war eine Militärkapelle achtunggebietender Faktor für einen Teil des Musiklebens. Talente gab es in Fülle, doch nur wenige konnten streng fachlich ausgebildet werden, den meisten fehlte die finanzielle Stütze; so mehrten sich Fälle wie der des Schützenkapellmeisters aus Chiesch bei Luditz, übrigens ein Jünger Hans Sachs, der zu Fuß nach Prag ging, die Konzerte auf der Schützeninsel von der Brücke her zu hören und die Weisen daheim aus dem Gedächtnis aufzuschreiben und für seine Leute einzurichten.

Diese wenigen Striche zeichnen die Musiklandschaft Mahlers und die der Jahrgangssterne, von denen Horn nach Wien ging, um Bruckner-Schüler und Sinfoniker zu werden, Woyrsch nach Altona, während Rietsch, der zuerst in Wien bei den gleichen Lehrern wie Mahler zum Musiker ausgebildet wurde, später als Musikwissenschaftler nach Prag zurückkehrte. Selbst der unbekannteste von ihnen, Woyrsch, wurde ein bedeutsamer Vertreter der Oratorienkomposition im Sinne Händels. Die anderen wuchsen aus der Romantik, doch Mahler wuchs über alles weit hinaus. Eine Selbstäußerung bringt das zur Aussage: *„Mich berührt es ja immer seltsam, wenn sie von Natur sprechen, nur immer an Blumen, Vöglein, Waldesluft denken. Den Gott Dionysos, den großen Pan kennt niemand. So: da haben sie schon eine Art von Programm, d. h. eine Probe, wie ich Musik mache. Sie ist immer und überall nur Naturlaut. Das scheint mir das zu sein, was Bülow zu mir einst mit dem sinnvollen Worte ‚Sinfonisches Problem' bezeichnet hatte . . ."* Deutet man diese Briefstelle als eine Art Programm oder nur als Hintergrund für Mahlers Schaffen, so wird trotz allem die Eindringlichkeit der heimischen Landschaft laut, das ewig Wirkende, Unabkömmliche, Daseiende. Mahler verschmäht die musikalische Malerei, er ist kein Folklorist, der

konterfeit und ein Landschaftsbild mit Hilfe der Noten zum Ausdruck bringt, aber er ringt mit der Problematik der Landschaft, preist und vergeistigt sie mittels des Intellekts und der Hilfe seines Personalstils, der romantisch beginnt und es auch bleibt, doch gewandelt wird und auf Grund des Volksliedes und der in diesem latent wirkenden Kräften eine nie gekannte Ausdrucksstufe erreicht, die die Gemüter erregte. Der Satz Mahlers, es gebe keine Harmonie, sondern nur Kontrapunkt ist eine Bestätigung für die Musikkraft der Landschaft: die endlose Melodie der heimatlichen Berge, der Rhythmus des großen hügelumspannenden Bogens und die oszillierende Farbwirkung der malenden Sonne, die Mahler zu mannigfaltigen Harmonien umdeutet, auch zu solchen, die der Zukunft gehörten. Anders das Melos, das immer volkstümlich wirkt, ungeachtet des größeren Atems der sinfonisch gespannten Melodie und der akzentuiert dialektischen Ansatzpunkte, die Mittelpunkte der sinfonischen Sätze werden. Wäre Mahler lediglich Kolklorist und nicht Deuter gewesen, dieses Werk hätte seinen Sinn verloren, wäre demnach vergessen oder nur im zeitgeschichtlichen Sinne interessant.

Mahlers Verhältnis zur Literatur ist durch den Drang und Sinn für das Wertmäßige bestimmt: Des Knaben Wunderhorn, Rückert, Lyrik aus China. Mahler sucht die Literatur zu unterbauen und das Wort primär zur Wirkung zu bringen. Klopstocks „Auferstehen" in der II. Sinfonie wird keineswegs nur eine Apotheose auf das Barock der Heimat, der Satz geht auch über Bruckner'sche Sinngebungen hinaus und sucht durch Einbeziehung des Wortes nicht etwa einen Kommentar zu geben — *„mit keiner Silbe werde ich je eine Erklärung zu geben mich herbeilassen"* (Mahler) —, was er sucht ist das ewig Unerklärbare, *„Ungeheuerliche, nie Dagewesene"*, von dem er sagte, daß er hinterher selbst nicht wußte, wie er dahin gelangte. Das alles ist aber das Suchen des Augustinus, der Geist Pascals, Bolzanos, Kants, das Hintergründige der Romantik, der evolutionäre Barock, die ewige Landschaft der Heimat und das Hineingeborensein zwischen Menschen gleicher Seele und Geistes, nur daß bei Mahler dieses Erlebnis über und durch seine Musik bewußt wurde.

Über Mahler wurde viel geschrieben, Sinnvolles und Sinnloses, oft sogar böswilliges; man wollte in seinem Werk die Weltzerrissenheit jener Tage sehen und ihn sogar für solche Wege verantwortlich machen. Zionistische Autoren fanden in den volkstümlichen Werken Einflüsse chassidischer Volksweisen, ohne zu bedenken, daß Mahler nicht in einer östlichen, sondern in der Sprachinsellandschaft wurzelte und deren Volksliedformen in sich aufgenommen hatte, im Melos der Frühformen vielleicht mehr als in denen des Jodelstils. Auch jene Lobredner, die in Mahler einen Pendanten zu Jakob Böhme sehen wollten und ihn mit Novalis und Schelling in Zusammenhang zu bringen suchten, übersahen die ureigentliche Wirklichkeit, die romantische Landschaft der Heimat, den österreichischen Geist und nicht zuletzt das barocke Erlebnis, das ihn mit Bruckner verband. In beiden fand der Nachbarock des 19. Jahrhunderts treffliche Vertreter. Hier liegen alle Wurzeln der Feierlichkeit offen zutage, die volksechte Melodik, die Breite der langsamen Sätze, die Valleurs des erneuerten Stils, der nicht zuletzt auch die Wiener Ringstraße mitschaffen half. Damit manifestierten sich die Kaiserstadt selbst und die Talente, die die Landschaft an sie abgegeben hatte. Als Mahler die Mittel in die Hand bekam, mit denen der Künstler arbeitet (Wölfflin), gab es für die Umdeutung der optisch-akustischen Werte keine Hindernisse mehr, die sublimierte Vielfalt steigerte das Erlebnis trotz zerklüfteter Wege ins ungeheuer-

liche. Mahler als Deuter einer sinnvollen Dialektik schrieb seine Werke sozusagen nach vorwärts, losgelöst von allen Bindungen der Geschichte, die ihm nur ein Durchgang war, ähnlich, wie auch Ortega y Gasset sie empfindet. Phantastik und präziser Geist werden bei Mahler eine völlige Einheit, die Landschaft ein stets gleichbleibender Hintergrund für das Formalerlebnis und die kraftgebende Tiefe der Persönlichkeit, die in den sinfonischen Werken Mahlers zum Ausdruck kommt, und letzter Urgrund dieses Schaffens ist. Mahler, einst zwei Kulturen verpflichtet, wird neben Bruckner der Repräsentant der österreichischen Welt, der liberalistischen etwa, während der Meister aus St. Florian der kirchlichen gehört.

Betrachtet man Mahler nicht mit der Skepsis seiner Zeit, sondern im Spiegel einer Zuordnung von Welt und Geist, gepaart mit der gestalterischen Kraft seiner Persönlichkeit, dann darf man die Maximen des Fin de siècle ruhig außeracht lassen. Mahler wird als Künstler mehr und mehr wachsen, in gleichem Maße, in dem der Goldgrund der Landschaft erkannt und sein Spiegelbild geschätzt wird. In Mahlers Werk fehlen die Übergänge, die Brücken eines Jugendschaffens; was er der Welt vorstellte, war ganz anders, ungewohnt, mit Hilfe neuer Mittel ausgesagt und mittels einer neuen Dialektik geprägt. Deshalb verstanden die Zeitgenossen Mahler nicht, wenige ausgenommen, die gleichen Geistes waren, die Mahler-Zellen in Wien mit Bruno Walter, Prag mit Alexander von Zemlinsky und Amsterdam, gelenkt von Willem Mengelberg; alle drei dienten dem deutschmährischen Meister: die Wiener und Prager als liberalistische Josefiner, die niederländische in Amsterdam aus dem Geiste Pascals heraus und der reformierten Welt. Selbst nach Mahlers Tod am 18. Mai 1911 war noch eine Generation notwendig, dieses Werk in seiner Größe zu begreifen und letztlich auch zu erkennen, wo diese Kunst ihre eigentliche Heimat hat.

Gustav Mahler's Musical Homeland *(Synopsis)*

On July 7th, 1960, the centenary of Gustav Mahler's birthday will be celebrated. This greatest composer of symphonies beside Beethoven and Bruckner has sprung from the Sudetenland.

History of music can be conceived as a sequence of musical phenomena, or it can be regarded as a survey of types coexisting in space. In the history of literature Joseph Nadler has introduced the latter point of view ("Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften"), H. J. Moser has applied it to music („Deutsche Musikgeschichte", "Die Musik der deutschen Stämme"), and the writer of this article has in this way interpreted the Sudeten German contribution to music ("Die Musik der Deutschen in Böhmen und Mähren"). Then understanding will take into account not only the individual composer, but also the geographical facts (mountains, rivers, plains etc.), language and dialect, mimic elements and gesture, the entire folklore and character of the clan with its folksongs, folkdances etc., and also neighbouring races and nationalities will be of importance. In the Sudetenland such influ-

ences are always geographically definable, the South German current is just as noticeable as the Saxonian or Silesian influent, and the result is a highly interesting musical landscape.

In the Sudetenland art music was just as important as popular music, the former being one of the pillars supporting the Austrian state. Many highly gifted musicians went from here to Vienna — let us mention Chr. W. von Gluck, Florian Gassmann, Fr. Schubert's parents, E. S. Engelberg, S. Sechter, C. Horn, M. Rietsch, and last not least Gustav Mahler. Thus the Sudetenland was a sort of recruiting area of Austrian, i. e. Viennese musical life, and Moravia was a gateway to Vienna for sprouting talents. Maybe the surrounding mountain chains, hampering emigration in other directions, stressed this coordination of Sudeten German music to Austria and to other centres in Southern Germany.

One of the Sudeten German linguistic enclaves became Gustav Mahler's homeland: he was born at Kalischt and grew up at Iglau; to this beautiful romantic old town surrounded by hills, forests and ponds he came when he was 6 months old. The picturesque landscape, colourful with the customs, costumes and songs of its peasants, must have influenced his unfolding mind. Its musical treasures have been saved by the great collections of folksongs (e. g. by Hruschka-Toischer und by Jungbauer), and will hardly be surpassed by those of any other landscape. There were not only pieces in the old Bavarian yodle style, but also melodies in the old diatonic and pentatonic keys, and of course the current type of German folksongs originating from the middle Rhine, from the Main Franks and from Thuringia, especially among the miner's songs of this old mining town. In the country the peasants played on self-made violins disdaining to buy seemingly better instruments and cultivating their own songs and dances — little art music was taken over by those rural musicians, the town having an old urban culture of its own which reached its summit in the 16th century. Then Paul Sperator, its religious reformer, was a composer himself, and a school of "Meistersinger" got its "Tabulatur" acknowledged by the town council in 1571, according to which Thomas Bendel and Johannes Zeidler built their songs. The plague, the Thirty-Years' War and the decay of the mining industry caused a decline, but in the baroque period the town is again a cultural centre of the Bohemian-Moravian hill-country. In 1740 the town owned a "Comedihaus" in which gorgeous operas were staged — an indication of Viennese baroque culture becoming influential. Theresianism and Josephinism, as well as the Toleration Charter ("Toleranzpatent") are landmarks of that mental landscape, and the year 1848 finally set free many minds and movements.

Such liberalisation was of importance for Mahler, who came of a Jewish family that had then attained full civil rights. Moravian Jews sent many a fiery spirit, e. g. Sonnenfels, to Vienna at that time, and in the era of liberalism Austrian culture received many a valuable reinforcement through their new minds seeking assimilation to the German cultural and linguistic community of Austria.

This attitude was to prevail inspite of Zionism down into the thirties of this century, assimilation mostly being complete, mother tongue and education being German. Most of the Jews wished to belong to the German Austrians, and so did Mahler's father, who gave his son a German education sending him to grammar schools of Iglau and Prague. At Iglau members of the Premonstratensian Order were

his teachers — his music instructors later in Vienna, Epstein, Fuchs, Krenn, and Anton Bruckner, had gone similar ways. Vienna enriched his musical experience immensely, its "Ländler" and military marches re-echo still in his 9th symphony. The generation preceding Mahler had made Bohemia and Moravia a stronghold of Mozart and the classics, and Prague was still the centre of Mozart's admirers. Then romanticism invaded Bohemia, and domestic music centring on the piano had its golden age; the "Davidsbündler", Schumann's followers, were nowhere else so numerous as in Prague, and the "Neue Zeitschrift für Musik" had its greatest number of readers here. Then Hector Berlioz, Richard Wagner, and Franz Liszt came and were enthusiastically welcomed. Soon Bohemia's musical world began to quiver under the arguments raging between Wagner's camp and that of the classics, and also the national unity of the country split up about 1860 whilst Josef Krejči still ruled in the conservatoire, defender of post classicism and patriot striving to serve both nationalities. In Bohemia's German province musical life with string quartets and extremely good lady pianists playing Beethoven, Chopin and Liszt was very considerable, there were hosts of music lovers in the Gesangvereine (singing-societies) and the choirs, the military bands in the towns were by no means contemptible factors. There were lots of talents and enthusiasts, and the conductor of the rifle-association band at Chiesch near Luditz was not an isolated case: he walked to Prague and back only to listen to the concerts on the Schützeninsel from the Moldau bridge and to take the tunes down from memory and to arrange them for his men when at home again.

Among Mahler's equals in age, Horn became Bruckner's pupil and a composer of symphonies in Vienna, Woyrsch went to Altona and wrote important oratories in Händel's style, Rietsch received his musical education from the same masters as Mahler in Vienna and returned as a scholar of musicology to Prague. Mahler, outgrowing contemporary romanticism, surpassed them all. In a letter he says: "It always sounds strange to me when they talk of nature always thinking of flowers, birdies and the fragrance of woods. Nobody knows the god Dionysos, Great Pan. Thus: there you have some sort of program, i. e. a hint how I make music. Always and everywhere it is nothing but nature's sound. This seems to me to be what Bülow expressed by the meaningful word "the symphonic problem" Mahler certainly disdains musical painting, he is not a folklorist portraying a landscape in his tunes; and still the eternal forces of his homeland are in his works, he praises and spiritualizes it by help of his intellect and personal style which starts from romanticism and does not deny its origin through all its changes. He makes use of our folksongs the expressive force of which he has intensified to a degree hitherto unknown. In his sentence "There is no harmony, but only counterpoint" we feel the musical energy o four native landscape with the endless melody of the great sweeping curves of its hills and the sun's oscillating splendour above it.

Mahler's relationship with literature is defined by his interest in high values: in "Des Knaben Wunderhorn", Rückert Chinese lyrics. Klopstock's "Auferstehen" in his second symphony is interpreted in a way transcending even Bruckner's art — refusing to give a commentary he strives for the enormous, the unheard-of"; afterwards he used to say he did not know how he had got there.

Much has been written about Mahler, things making sense and absurd things, even

malicious things . . . his work was said to reflect his disrupted age and even to be responsible for part of that disruption. Zionist authors have tried to find traces of Chassidic melodies in his popular works overlooking the fact that his roots were not in Eastern Europe, but in a German linguistic enclave of Moravia with its ancient musical life. And those eulogists who connected him with Jakob Böhme or Novalis and Schelling, did not see his reality proper, his Moravian homeland, his Austrian mental background, and last not least his experience of the baroque, which he had in common with Bruckner. In the baroque are the roots of his solemnity, of his preference for popular melodies, the broad gait of his slow movements, the valeurs of a modernistic style, which became visible also in the Ringstraße of Vienna. History, however, was only a through-passage for him, he wrote his works as an interpreter of a meaningful dialectic with his eyes on a world to come, precision and phantasy forming an absolute unit.

Thus Mahler today is not primarily to be seen as a fin-de-siécle figure. He and Bruckner are above all representatives of the Austrian world, the master of St. Florian of its ecclesiastic sphere, Mahler perhaps of its liberalism. But what he put before the world was so brand-new and unusual and expressed by help of so novel means, that his contemporaries did not understand him, a few excepted who became the nuclei of Mahler cells — Bruno Walter in Vienna, Alexander von Zemlinsky in Prague, and Willem Mengelberg in Amsterdam. And even after his death another generation had to pass before his work was fully appreciated in its greatness and before we could see where his art had its real home.

Die Heimat ist dort, wo man entspringt, und sie kann auch dort sein, wo man mündet. *(Franz Nabl)*

Hermann Födisch

Der böhmische Raum von der Keltenzeit bis ins frühe Mittelalter

Im letzten halben vorchristlichen Jahrtausend sind in Böhmen die Kelten durch Bodenfunde nachgewiesen. Man nennt diese Epoche nach einem charakteristischen Fundort am Neuenburger See in der Westschweiz Latènezeit. Sie ist die Zeit der entwickelten Eisenkultur. Ihr archäologisches Fundgut pflegte man noch bis vor wenigen Jahren in vier Stufen einzuordnen:

1. Altlatènekultur (Latène A) von etwa 550 bis um 400 vor Chr.
2. Ältere Latènekultur (Latène B) von etwa 400 bis um 300 vor Chr.
3. Mittellatènekultur (Latène C) von etwa 300 bis um 120 vor Chr.
4. Spätlatènekultur (Latène D) von etwa 120 bis kurz vor Chr.

Der tschechische Vorgeschichtsforscher Jan Filip vertrat in seinem Buche über die Kelten in Mitteleuropa (Keltové ve střední Evropě, Prag 1956) die Ansicht, daß die Latène A Stufe um 450 vor Chr. beginne und bis 350 vor Chr. dauere. Nach ihm setzt um 300 vor Chr. eine Lücke ein, an die sich Latène B bis 125 vor Chr. und dann Latène C bis 50 vor Chr. anschließe. Latène D soll die letzten 50 Jahre vor Chr. ausfüllen. Unter Berücksichtigung der chronologischen Forschungen von Déchelette und Jacobsthal, die ebenfalls Zeitschemata aufstellten, modifizierte der 1958 verstorbene Nestor der bayerischen Vorgeschichtsforschung Paul Reinecke sein schon vor einem halben Jahrhundert erarbeitetes Schema in den letzten Jahren und setzte den Beginn der Latène A Stufe auf etwa 480 vor Chr. fest. Ihr Ende nahm er um 400 vor Chr. an. Daran schloß er Latène B und C. Der darauf folgenden Latène Stufe D gab er ebenfalls fünfzig Jahre vor der Zeitrechnung.
Erfreulicherweise ist es — im Gegensatz zu früheren Perioden — jetzt möglich, die Auswertung der archäologischen Funde dieser Zeit durch einige Nachrichten aus geschriebenen Quellen zu ergänzen. So wissen wir, daß die Bevölkerung der Latènekultur keltisch war. Die Vermischung der Hügelgräberbronzezeit mit Urnenfelderleuten hat im mitteleuropäischen Raum mit zur Entstehung des Keltentums beigetragen. Dazu kamen noch etruskische und griechische Zivilisationseinflüsse. Die Träger der Altlatènekultur zählte man auf Grund der Bodenfunde nicht schon zum keltischen, sondern noch zum illyrischen Volkstum. In letzter Zeit begründete Prof. J. Werner, München, seine Ansicht, daß es sich bei der Bevölkerung der Latène A Stufe im nördlichen und westlichen Böhmen, der Oberpfalz und Oberösterreichs bereits um Kelten handelt. In diesem Raum finden sich echte Latène A Funde ostwärts bis etwa zur Linie Melnik—Prag—Budweis bis gegen Linz. Eine kulturelle Einheit Böhmens hat es also zur damaligen Zeit nicht gegeben. Viele Veröffentlichungen können sich aber von diesem fest in unserer Tradition verankerten Begriff nicht frei machen. Mitten durch das Land lief damals die Trennungslinie. Das keltische Volks-

tum hat sich zwischen Champagne und Moldau herausgebildet. Es gibt auch keinen Hiatus zwischen Latène A und B, wie ihn Filip noch annimmt. Brandgräber der Latène A Stufe setzen sich bis in die Latène B Stufe fort. Auch die These einer geschlossenen Einwanderung der Kelten um 400 vor Chr., die man noch vielfach liest, läßt sich in dieser Form nicht aufrecht erhalten. Schon nach drei oder vier Generationen nach ihrem Faßbarwerden stießen sie über Nordwest- und Mittelböhmen bis nach Mähren und Schlesien vor. Das Land ostwärts der Moldau wurde ihr Kolonisationsgebiet. Eine dichtere einheitlichere Keltenbesiedlung des Sudetenraumes ist erst von der Mittellatènezeit aus erkennbar. Der Name der keltischen Bojer, die in den Jahrhunderten vor Chr. Böhmen bewohnten, ist von mehreren antiken Schriftstellern überliefert und hat sich im Landesnamen erhalten. Tacitus nennt ihn und Strabo zeichnet den Bericht des Posidonius von Apamea über den Zug der germanischen Cimbern auf, die 114 vor Chr.. im „Herzynischen Walde" auf die „Bojer" stießen und von ihnen abgedrängt wurden. Strabo, Vellejus Paterculus und Tacitus verwenden den Ausdruck Buiaimon-Boihaemum, das Bojerheim bedeutet.

Das Bojerreich zeigt in seiner archäologischen Hinterlassenschaft deutlich ausgeprägt soziale Schichtungen. Es gab neben der Landwirtschaft vorzügliche gewerbliche Stätten, Güteraustausch und erfolgreichen Bergbau. Ja sogar Großsiedlungen und Münzprägung sind in Böhmen nachweisbar. Mit dem Rechtsbegriff „Stadt" haben aber diese oppida schon aus soziologischen Gründen nichts zu tun. Bei ihrer Charakterisierung wäre vielleicht der Ausdruck „Minderstadt" angebracht, wenn der Begriff „Stadt" nicht überhaupt besser zu vermeiden wäre. Übrigens heißt oppidum nach H. Vetters (Zur Frage der keltischen oppida, Carinthia 141, 1951, S. 677—716) nicht Stadt, sondern Befestigung, Zufluchtsstätte. Von keltischen Stammesnamen in diesem Raume wissen wir mit Ausnahme der Bojer nicht viel. Für Nordböhmen werden bei antiken Schriftstellern die Batinoi, für Westböhmen etwa die Sudinoi genannt, von denen der Name Sudeten abzuleiten ist.

In den letzten Jahrzehnten vor Chr. drangen germanische Wellen von Norden her nach Nord- und — wie der tschechische Forscher B. Dubský nachwies — bis Südböhmen um Pisek und Strakonitz vor und lösten die bojische Herrschaft ab. Auf Grund einer Bemerkung des Tacitus wird eine Abwanderung der Bojer mit dem Eindringen der Germanen in Zusammenhang gebracht. Von Caesar ist eine Notiz erhalten, aus der hervorgeht, daß die Bojer zu seiner Zeit nicht mehr im Herzynischen Walde saßen, sondern schon nach Noricum und Pannonien, dem heutigen Österreich und Oberungarn abgewandert waren. Es ist wohl richtig anzunehmen, daß zur Zeit Strabos (um 63 vor Chr.) die Bojerherrschaft im Herzynischen Walde, wenn auch nicht die keltische Tradition in den Bodenfunden zu Ende war. Ein aus dem heutigen Sachsen etwa im 2. Jahrhundert vor Chr. durch das Gebiet des Elbedurchbruchs geführter Vorstoß zeigt unter williger Aufnahme keltischer Anregungen eine germanische Hinterlassenschaft, die in Urnengräbern bei Bodenbach, Krischwitz, Nestomitz und Schreckenstein zu finden ist. Man bezeichnet diese Germanen als Träger der „Bodenbacher Kultur" und zählte sie zu den Westgermanen. Hauptsächlich seit Gustaf Kossinna, seit dem Beginn unseres Jahrhunderts, operiert die Vorgeschichtswissenschaft mit den Begriffen West-, Ost- und Nordgermanen, Begriffe, die auf Grund des seither durchgearbeiteten Fundgutes in den letzten Jahren ins Wanken gekommen sind. Während des letzten Jahrhunderts vor Chr. hatte die ge-

waltige Ausdehnung des römischen Weltreiches in Südost-, Süd- und Westeuropa einen großen Einfluß auf die Völker des freien Germanien außerhalb der römischen Reichsgrenzen. Der Sudetenraum bekam einen hermundurisch-markomannischen Charakter. Freilich handelt es sich bei diesen Germanen der Zeit um Christi Geburt in unserem Lande nach H. Preidel „nicht um ethnisch homogene Siedlungsgemeinschaften, sondern um Verbände, die der Raum und das gemeinsame Schicksal zusammengeführt hatte." Nach M. Jahn ist 1941 eine Trennung der germanischen Stilgruppe aus den letzten Jahrzehnten vor Chr. von den etwas späteren Funden aus den Sudetenländern gelungen. Nach ihm besteht eine völlige Übereinstimmung mit der mitteldeutschen hermundurischen Groß-Romstedter Kultur (benannt nach Groß-Romstedt bei Weimar). Die Hermunduren hatten sich nach Böhmen vorgeschoben, weiter als ihre germanischen Vorgänger in diesem Lande. Auch die hermundurische Landnahme im Sudetenraum ging wellenmäßig vor sich. Das große Gräberfeld vom Pič-Berg bei Dobschichow im Kreise Podiebrad ist — nach Jahn — eine unmittelbare Fortsetzung des Friedhofes von Groß-Romstedt. Dieser und noch andere Friedhöfe aus der Zeit des Beginnes unserer Zeitrechnung bringen uns den Nachweis der zweiten hermundurischen Welle, die der ersten noch vor Christi Geburt liegenden eigentlichen Groß-Romstedter Kultur nachfolgte.

Böhmen wird in römischen Schriftquellen als „Marcomannia" bezeichnet. Die Markomannen werden von Caesar schon unter den Gefolgschaften des Königs Ariovist, einem Heerführer der Sweben, genannt. Nachdem der Krieg mit Caesar verloren war, zogen sich Markomannenreste an den oberen und mittleren Rhein zurück. Schwere Verluste erlitten die Markomannen — wenn man den damaligen „Heeresberichten", die Drosius überliefert, glauben darf — im Jahre 9 vor Chr., als der ältere Drusus vom Maintal zur Elbe vordrang. In den Jahren 9 und 8 vor Chr. lösten sich Markomannenscharen unter ihrem Heerkönig Marbod vom Gesamtvolke der Sweben los, zogen nach Böhmen und gründeten ein großes Reich. Der Weg, den die Markomannen Marbods dabei genommen haben, kann entweder das heutige Oberfranken, die Verbindung des Mainbeckens mit der Eger, oder der Gebirgsdurchgang bei Furth im Walde gewesen sein, der, wie Münzfunde bezeugen, in den ersten Jahrzehnten nach Chr. oft benutzt wurde. Daß der Markomannenname auf den ganzen Raum überging (die Römer erstrebten ja auch eine „Provincia Marcomannia"), ist mit dem Vorherrschen einer markomannischen Führerschicht um Marbod und der organisatorischen Durchdringung der Gesamtbevölkerung durch ihn und seine Leute zu erklären. Immerhin ist überliefert, daß er außer seinen Markomannen „noch mehrere andere Völker nach Böhmen führte". Nach dem Sturz von Marbods Nachfolger Katwalda wurde wohl durch den Hermundurenfürst Vibilius eine stärkere Betonung des Hermundureneinflusses herbeigeführt. Die räumliche Kleinheit des früheren Siedlungsraumes der Markomannen im Neckar-Maingebiet zeigt, daß sie allein nicht imstande gewesen wären, Böhmen zu besiedeln, selbst wenn berücksichtigt wird, daß damals nur der fünfte Teil waldfrei war. Der Hauptort dieses bedeutenden Germanenreiches hieß Marobudum. Wo dieser Königssitz lag, ist bisher noch nicht einwandfrei festgestellt worden.

Die Germanen des ersten halben Jahrtausends nach Chr. nahmen das gesamte bewohnbare Land im Sudetenraum in Besitz. Im dritten und vierten Jahrhundert nimmt ihre Hinterlassenschaft merklich ab und wird im fünften sehr spärlich. Man

WALDEMAR FRITSCH „Gesang der Nacht“ (Porzellan-Kleinplastik)

WILHELM SRB-SCHLOSSBAUER „Greises Paar" (Kleinplastik, gebrannter Ton)

kann die germanische Zeit Böhmens in vier Abschnitte teilen: In die Phase vom Ende der Mittellatènezeit, in die früh- und spätrömische Kaiser- und in die Völkerwanderungszeit. Die frührömische Kaiserzeit reicht etwa vom Auftreten der Markomannen in Böhmen bis ans Ende des großen Markomannenkrieges (166—180 nach Chr.), die spätrömische Kaiserzeit bis ungefähr an das Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts. Daran schließt sich die Völkerwanderungszeit bis zur Mitte bzw. Ende des sechsten Jahrhunderts an. Sehr ungeklärt sind die Bevölkerungsverhältnisse der spätgermanischen Gruppen des fünften bis siebenten Jahrhunderts im böhmischen Raum. Für die schon im vierten Jahrhundert Auflösungserscheinungen zeigende markomannische Lebensgemeinschaft paßt dieser Name nicht mehr. Es ist zu erkennen, daß die Bodenfunde der Bevölkerung Böhmens aus dem späten fünften und beginnenden sechsten Jahrhundert mit denen der Thüringer Mitteldeutschlands verwandt sind, ja, daß mit einer Anwesenheit thüringischer Volksteile in Böhmen zu rechnen ist. In Böhmen treten mit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts die Langobarden in Erscheinung. Wenn der fränkische Geistliche, der uns das überliefert hat, recht unterrichtet war, soll sich hier sogar der Palast des Langobardenkönigs Wacho befunden haben. Vom Lande Bainaib (Banthaib) = Böhmen zogen die Langobarden nach Rugiland und treten 568 nach Chr. in Italien auf. Auf Grund der archäologischen Funde und der Schriftqellen kann es keinen Zweifel geben, daß Böhmen wenigstens vom ersten vorchristlichen bis ins sechste nachchristliche Jahrhundert germanisch war. Im fünften und sechsten Jahrhundert wurde das Land in die Wirrnisse der Völkerwanderung einbezogen, die z. T. ein katastrophales Absinken der Hinterlassenschaft erkennen läßt. Sicher kam es zu einer merkbaren Bevölkerungsminderung, zu einem Abwandern ganzer Stammesteile und zu einem Einsickern fremden Volkstums. In den letzten Jahren wurden im Dreieck Saaz — etwa 30 km südlich von Prag-Kolin — zahlreiche merowingerzeitliche Gräberfelder festgestellt, deren Bearbeitung Dr. Svoboda (Prag) übernommen hat.

In den unruhigen Zeiten zum Ende der Völkerwanderung taucht zum ersten Male der Name des Volkes der Slawen auf, das dann im Osten und Südosten Europas eine führende Stellung errang. Hier sei nun die Ansicht einiger slawischer Forscher erwähnt, die in der bronzezeitlichen „Lausitzer Kultur" und der über ein Jahrtausend jüngeren westslawischen Kultur übereinstimmende Merkmale festzustellen glauben. Sie schließen daraus, daß die Lausitzer die unmittelbaren Vorfahren der Slawen seien. U. a. ist einer der führenden tschechischen Prähistoriker, J. Filip, dieser Ansicht entgegengetreten und nimmt, wie die Mehrzahl seiner Kollegen, eine Einwanderung der historischen Slawen nach Böhmen an. Jedenfalls sind Slawen um 620 nach Chr. von der Saale bis nach Kärnten bezeugt, wo sie 595 nach Chr. das erstemal auftreten. Zu dieser Zeit werden sie, den Schriftquellen zufolge, mit den Awaren, einem den Türken verwandten Reitervolk aus Asien, in Verbindung gebracht, die als nomadische Viehzüchter eine bäuerliche Unterschicht gut brauchen konnten. Die Ausbreitung der Slawen hat vermutlich bereits mit dem Erstarken des Awarenreiches im fünften Jahrhundert begonnen und wurde in späterer Zeit mit dem Vordringen weiterer Steppenvölker gefördert. E. Šimek ist der Ansicht, „daß sich noch vor Abzug der germanischen Stämme slawische Familien in das germanische Gebiet drängten. Auf diese Weise erklären wir am besten den Übergang alter germanischer Stammes- und geographischer Bezeichnungen in den slawischen Wortschatz." Doch ist es

nicht besser anzunehmen, daß germanische Siedler im Lande geblieben sind, mit denen die Neusiedler gemeinsam, jeder nach seiner Zunge, diese Namen gebrauchten? Die Einwanderung der Slawen in die Sudetenländer geschah in ähnlicher Weise wie in Ostdeutschland. Sie kamen nicht in kompakter Masse, sondern überlagerten allmählich und schrittweise die hier vorhandenen losen Siedlungsgemeinschaften. Aus dem Dunkel der Nachrichten der nachlangobardischen Zeit taucht im siebenten Jahrhundert bei den böhmischen Slawen nach einem erfolgreichen Aufstand gegen die Awaren der Name eines Königs auf, der über einen Teil der Westslawen geherrscht hat. Er war ein geborener Franke aus dem Senonagischen Gau namens Samo, vielleicht ein homo regis, ein Gefolgsmann des Frankenkönigs (in der Fredegar-Chronik heißt es: homo nomen Samo). Er reiste, wie weiter berichtet wird, zu den Slawen, die Wenden genannt werden, „exercendum negucium", um „Handelsgeschäfte" zu treiben. Der Begriff „negucium" bedeutet nach Preidel aber auch „Staatsauftrag". Samo geriet mit den Franken in Streit und schlug ein fränkisches Expeditionsheer bei der Wogatisburc, die man wohl bei Kaaden zu suchen hat, wie E. Schwarz durch Namensableitung glaubhaft machte.

Früher reihte man die ersten slawischen Bodenfunde in Böhmen in den Beginn der Burgwallzeit ein. Die Burgwallzeit dauerte nach Jan Eisner von 450 bis 1250 n. Chr. Seit zwei Jahrzehnten stellt man vor diese Burgwallzeit eine Entwicklungsphase, die durch ihre eigenartige Keramik, den „Prager Typus" gekennzeichnet wird. J. Borkovský zählt als zu diesen Formen gehörig einfache, roh geformte und gewöhnlich unverzierte Gefäße mit hochliegender Schulter, eingeschnürtem Hals und wenig ausgeprägtem Rand. Er hat diese frühe einfache Keramik als slawisch bezeichnet. J. Poulík bemüht sich um eine zeitliche Datierung, möchte die Brandgräber mit Keramik der Stufe I (= Prager Typus) ins fünfte Jahrhundert nach Chr. setzen und spricht von einem Einzug der Slawen in Mähren im vierten Jahrhundert, läßt dabei aber unberücksichtigt, daß dort die germanischen Funde bis ins sechste Jahrhundert reichen. Diese zeitliche Einstufung Poulíks kann also nicht als gesichert gelten. In einem Vortrag an der Universität München am 29. Jänner 1959 datierte er die Keramik vom Prager Typus ins sechste und in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts nach Chr. E. Schwarz faßt neuerdings zusammen, daß es tatsächlich kein geschichtliches Zeugnis für die Anwesenheit der Slawen in Böhmen vor der Mitte des sechsten nachchristlichen Jahrhunderts gibt. Es fragt sich auch, wie stark die germanischen Volksreste waren, die im Lande verblieben sind. Als Charakteristikum slawischer Gräber hat man früher Schläfenringe gehalten. Sie bestehen aus silbernen und bronzenen Metallringen mit einer S-förmig ausgebogenen Schleife. Ihre frühesten Formen sind sehr klein, um die Jahrtausendwende werden sie bedeutend größer, um gegen Ende des elften Jahrhunderts großen und dünnen Ringen zu weichen. Sie wurden von Männern, Frauen und Kindern getragen. G. Raschke hält sie für Abkömmlinge der älteren fränkischen Hakenringe: „Die Tatsache der Verbreitung westlichen Kulturgutes im Osten war der älteren Forschung unbekannt, so daß der Hakenring als Zeichen slawischen Volkstums gedeutet wurde." Interessant ist eine Äußerung J. Borkovskys auf der Arbeitstagung der tschechoslowakischen Archäologen im Jahre 1955, daß der S-förmige Schmuck weder germanisch noch slawisch, sondern christlichen Ursprunges ist. Dort, so sagte er, wo sich das westliche Christentum verbreitete, kommen auch die S-förmigen Schmucksachen vor. Man sieht sie bei

allen westslawischen Völkern und auch bei den Alemannen und Franken, die früher als die Slawen Christen genannt wurden. Nach Böhmen sickerte das Christentum schon im neunten Jahrhundert. Die Existenz dieses Schmuckes ist in dieser Zeit, hauptsächlich aber im zehnten Jahrhundert belegt. Er scheint symbolische Bedeutung gehabt zu haben und von Missionären eingeführt worden zu sein.

Die meisten der slawischen Funde in Böhmen werden aber der älteren Burgwallzeit und der jüngeren, der Fürstenzeit zugeschrieben, die auf die ältere Burgwallzeit folgt und mit dem Auftreten der Przemysliden beginnt. Dieses Fürstengeschlecht brachte die übrigen Stämme Böhmens, oftmals erst nach jahrzehntelangen Kämpfen, unter die Oberhoheit der Tschechen, ursprünglich eines slawischen Stammes am linken Ufer der unteren Moldau. Diese przemyslidischen Fürsten riefen viele Deutsche ins Land, aus Thüringen, Franken und Sachsen usw., die Nachkommen der ihnen stammverwandten Germanen, die mehr als ein halbes Jahrhundert in der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends die Herren des Landes waren.

The Bohemian Area from Celtic Times until the Early Middle Ages *(Synopsis)*

In the latter half of the pre-Christian millenium Celts are authenticated by prehistoric relics in Bohemia's soil. This period called Latène shows a culture based on iron, and until recently its relics used to be classed into four periods: 1) Ancient Latène (Latène A) from c. 550 to c. 400 B. C., 2) Old Latène (Latène B) from c. 400 to c. 300 B. C., 3) Middle Latène (Latène C) from 300 to c. 120 B. C., 4) Late Latène (Latène D) from 120 to shortly before Christ. The Czech scholar Jan Filip, in his book Keltové ve střední Evropě (The Celts in Central Europe, Prague 1956) put the beginning of Latène A at about 450 B. C., its end at about 350, with an adjoining gap around 300, which was followed by Latène B lasting till c. 125 and Latène C till c. 50 B. C., Latène D filling the last 50 years B. C. Paul Reinecke, leader of Bavarian prehistorians, shortly before his death in 1958, modified his 50-year old schema giving Latène A c. 480 to 400 B. C. and Latène D the last 50 years B. C., thus arriving at similar results.

From written records supplementing our archaeological relics we know that the Latène population was Celtic. The crossing of the people of the Bronze Age tumuli with the people of the urn-fields was an important factor in the making of the Celts, besides influences of the Etruscan and Greek civilisations. The people of Latène A used to be considered to have been Illyrian, and not yet Celtic. Lately, however, Prof. J. Werner, of Munich, has shown that the Latène A people in Northern Bohemia, in the Oberpfalz and Upper Austria are already to be regarded as Celtic: There are real Celtic relics west of a line running from Melnik to Prague, Budweis and Linz. Thus Bohemia was no cultural unit in those times, and the dividing line went straight through the country. The Celtic race seems to have come into existence

between Champagne and the Moldau. Three or four generations later, however, they begin to colonise the adjoining eastern territory as far as Silesia and Moravia. But only in Middle Latène there is a somewhat uniform and dense Celtic population in Bohemia, whose name was the Boji according to several ancient authors — it is still extant in the country's name. Tacitus mentions it, and Strabo records the report of Posidonius of Apamea about the migration of the Cimbri who in 114 B. C. hit upon the Boji in the "Hercynian Forest" and were pushed off by them. Strabo, Velleius Paterculus and Tacitus use the expression Buiaimon-Boihaemum meaning home of the Boji.

The relics of the Boji show — clear sociological patterns — agriculture, trades, exchange of goods, mining; even large settlements and stamped coins can be proved in Bohemia. We do not know many Celtic tribe names; ancient authors speak of the Batinoi in Nothern, and of the Sudinoi in Western Bohemia. From the latter the name "Sudeten" is to be derived.

The Czech historian B. Dubský has shown that in the last decades B. C. Teutonic waves penetrated from the North into Northern and even Southern Bohemia as far as Pisek and Strakonitz. A remark in Tacitus makes one think that the emigration of the Boji was connected with the Teutonic invasion; Caesar, however, says that the Boji, at his time, were no longer in the Hercynian Forest, but had emigrated to Noricum and Pannonia (today's Austria and Upper Hungary). Thus we may assume that at Strabo's time (about 63 B. C.) the reign of the Boji had come to an end, though the Celtic tradition in the archaeological relics may go on: An inroad from today's Saxony in the 2nd century B. C. leaves Teutonic relics showing willing reception of Celtic traits (urn-fields of Bodenbach, Krischitz, Nestomitz, Schreckenstein). These Teutons were the people of the "Bodenbach culture" and used to be ranked among the Western Teutons. The Sudeten territory was now characterised by the Hermunduri and Marcomanni. H. Preidel, however, thinks these were ethnically not homogeneous communities of settlers, whilst M. Jahn (1941) insisted on total identity of the Hermunduric grave-yards around Groß-Romstedt near Weimar with the barrows of the Pič mountain near Dobschichow in the county of Poděbrad. These and other grave-yards prove a second Hermunduric wave at the beginning of the Christian era.

Bohemia is called "Marcomannia" by Roman authors, Caesar mentions Marcomanni among the followers of King Ariovistus, leader of the Suebi. The Marcomanni suffered heavy losses in 9 B. C. — if we can trust Drosius — when Drusus penetrated through the Main valley to the Elbe. In 9 and 8 B. C. King Marbod broke away with his bands from the Suebi and founded a great realm in Bohemia. The name Marcomannia was applied to the whole country, the Romans tried to establish a province called Marcomannia; however, we know that Marbod led also other tribes to Bohemia. Under Marbod's successor, Katvalda, the influence of the Hermunduri was strengthened by their prince Vibilius. The principal place of this important Teutonic realm was Marobudum, the site of which has not yet been established beyond doubt.

The Teutons of the first half millenium A. D. occupied the entire habitable land. Their relics, however, are getting scarcer in the 3rd and 4th centuries A. D. and very scarce in the 5th. Conditions in the late Teutonic groups of the 5th to the 7th

centuries are very unclear. The Marcomanni show signs of disintegration already in the 4th century. In the late 5th century and at the beginning of the 6th the relics resemble those in Thuringia, even the presence of Thuringian population elements in Bohemia is to be supposed. At the beginning of the 6th century the Langobards make their appearance. If the Frankonian clergyman, our authority, was well informed, the palace of their king Wacho was in our country; from Bainaib (Banthaib) — Bohemia they went to Rugiland and appeared in Italy in 568 A.D. Thus there can be no doubt that, at least, from the first century A. D. Bohemia was a Teutonic country. The upheavals of the Migration of the Nations will have caused the marked decrease in the relics and in the density of the population in the 5th and 6th centuries, and foreign elements will have infiltrated.

At the end of this period Slavs turn up for the first time. Some Slav historians think that the "Lausitz culture" of the Bronze Age and that of the Western Slavs living 1000 years later show corresponding traits, and that the Lausitz people are their direct ancestors. Among others, the leading Czech scholar J. Filip has opposed this opinion. At any rate, the Slavs are evidenced from the Saale to Carinthia about 620, appearing in connection with the Avars, a people of Asian horsemen related to the Turks. E. Šimek thinks that before the departure of the Teutonic tribes Slav families made their way into the Teutonic region, thus explaining the reception of old Teutonic names of tribes and places by the Slavs; we might as well assume that some Teutonic settlers remained in the country. The Slavs did not come in serried ranks, but superimposed themselves over the scattered remaining communities. In the 7th century, after a successful rebellion against the Avars, the name of a king appears for the first time; he was called Samo and born a Frank, according to Fredegar's chronicle he went to the Slavs to do business, quarrelled with the Franks and even beat a Frank expeditionary force at Wogatisburc (probably near Kaaden).

Formerly the first Slav relics were dated at the beginning of the era of walled refuges (Jan Eisner: c. 450 to c. 1250 A. D.). At the end of the thirties the peculiar Prague type of ceramics was put before it (according to Borkovský, simple, crude, undecorated forms with a high shoulder, a narrow neck and a not very marked brim; he calls them Slav and allots grave containing relics of burnt bodies in such vessels to the 5th century; in a lecture given in Munich University in January 1959, however, he placed them in the 6th and the first half of the 7th century.) Ch. E. Schwarz lately summed up that there is no historic evidence for the presence of Slavs before the middle of the 6th century A. D. Besides, there is the question of how strong the Teutonic remainders were. Formerly rings of bronze or silver worn around the temples were believed a Slav characteristic, in the mean time they have been interpreted as Christian symbols, or as descendants from the hooked rings of the Franks. The Przemyslids submitted the other tribes of Bohemia to the sovereignty of the Czechs living on the left side of the upper Moldau. These princes called many Germans from Thuringia, Frankonia and Saxony into the country, descendants of the Teutons who once already had been the masters of the country for more than half a millenium.

Gustav Schmiedbach

Die Sudetendeutsche Wirtschaft vor und nach der Vertreibung

II. DER WIEDERAUFBAU IN WESTDEUTSCHLAND

Neues Beginnen

Die aus ihrer alten Heimat vertriebenen sudetendeutschen Unternehmer kamen in einen zerstörten und ausgebluteten Rest des ehemaligen Deutschen Reiches, nach Westdeutschland (zunächst nicht in die damals französisch besetzten Teile), in die Sowjetzone, in das wiedererrichtete Österreich. Sudetendeutsche Arbeiter gingen auch nach Schweden und in andere Länder, wo sie als gesuchte Facharbeiter durch die Hilfe von früher dorthin emigrierten Freunden gute Aufnahme fanden.

Die sudetendeutschen Unternehmer kamen ohne Habe, ohne Maschinen, ohne Kapital. Nur eins war ihnen geblieben: Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, ihre weltweiten Verbindungen und Erfahrungen, ihr Mut zu neuer unternehmerischer Leistung, sofern sie nicht schon zu alt oder zu verbraucht waren. Schwer war das Sicheinleben in die neuen Verhältnisse. Die meisten mußten aus grüner Wurzel neu anfangen, zu Beginn meist ganz auf eigene Kraft gestellt, erst später wurden Kredithilfen und andere Unterstützungen gewährt. Der unter den besonderen nationalen und politischen Verhältnissen in der alten Heimat vielfach bestens bewährte Grundsatz der Selbsthilfe und Eigeninitiative kam auch hier zum Tragen.

Obwohl verschiedene Stellen Pläne für eine sinnvolle geschlossene Niederlassung sudetendeutscher Gewerbe entwickelten, konnte diese nur in ganz geringem Umfang verwirklicht werden, da bei dem Einsetzen der großen Massentransporte von Vertriebenen aus dem ganzen deutschen Osten versucht werden mußte, eine Unterbringung dort wenigstens provisorisch zu treffen, wo überhaupt Unterkunftsmöglichkeiten bestanden. Auch untersagten die Besatzungsbehörden geschlossene Ansiedlungen. So kamen die Heimatvertriebenen ohne Rücksicht auf Beruf und Herkunft zunächst meist aufs Land, wo wohl notdürftige Unterkünfte, aber keine Arbeitsmöglichkeiten außer in der Landwirtschaft vorhanden waren. Es begann bald ein großes Reisen, Suchen nach Verwandten, nach Bekannten, nach einigermaßen günstigen Standorten für den Wiederaufbau der verlorenen Betriebe. Es war bezeichnend für die Sudetendeutschen, daß sie, soweit sie überhaupt noch arbeitsfähig waren, sich sofort um neue Arbeitsplätze umsahen. Viele kamen zunächst als Arbeiter unter, oft als Pendler, weit entfernt von ihrem Wohnort. Die meisten selbständigen Unternehmer versuchten einen Wiederaufbau ihres Betriebes auf eigene Faust. Ihre Neugründungen erfolgten entweder an den Stellen, wohin sie die Welle der Vertreibung zufällig verschlagen hatte, oder aber auf Grund eigener Standortwahl. Erst später zeigten sich in vielen Fällen die damit verbundenen Schwierigkeiten. Weitsichtige Bürgermeister

und die sich in diesen Jahren erst langsam wieder bildenden Autoritäten in Kreisen und Ländern erkannten, meist recht spät, den Nutzen, den ihre Gebiete in der Zukunft aus der Niederlassung von Vertriebenenunternehmungen gewinnen könnten. Sie versuchten teils einzelne Betriebe zu einer Niederlassung in ihrem Raum zu veranlassen, teils konnten sie leergewordene Lager, später auch freigewordene Munitionsfabriken Gruppen von Unternehmern als Produktionsstätten anbieten.

Vertriebenensiedlungen

So kam es, daß die weitaus meisten sudetendeutschen Betriebe verstreut über das ganze westdeutsche Gebiet, mit Schwerpunkten in den Ländern Bayern, Hessen, Württemberg und Baden wiedergegründet wurden. Zu branchenmäßigen Zusammenfassungen kam es hierbei nur in wenigen Fällen, so bei der Musikinstrumentenindustrie, bei Glasbetrieben, im Gablonzer Schmuckwarengewerbe und auch in der Lederhandschuherzeugung. Zu größeren Zusammenballungen kam es nach der Freigabe von ehemaligem Munitionsfabriksgelände; es entstanden z. T. ganz neue und moderne Industriesiedlungen ohne Anlehnung an größere Städte, für deutsche Verhältnisse etwas Neues, erinnernd etwa an die englischen Industriehöfe.
Diese Gründungen umfaßten Betriebe ohne Rücksicht auf ihre Branchen oder Herkunft aus den Vertreibungsgebieten. Bald gesellten sich auch Flüchtlingsbetriebe aus der Sowjetzone und auch einheimische hinzu. Sudetendeutsche beteiligten sich insbesondere an zwei derartigen Industriesiedlungen: In Waldkraiburg im Landkreis Mühldorf am Inn, wo mitten im Walde aus einem ausgedehnten ehemaligen Munitionsgelände, aus Bunkern und Steinbaracken unter größten Schwierigkeiten eine ganz neue schmucke Siedlung entstand, an deren Spitze ein Sudetendeutscher als Bürgermeister steht und wo sich eine ganze Reihe meist sudetendeutscher Unternehmer verschiedenster Betriebszweige niedergelassen hat. Allmählich entstanden eine eigene Schule, Gemeinschaftseinrichtungen und ein ganz beachtliches kulturelles Leben. Ähnlich erfolgte eine Gründung in Allendorf im Kreise Marburg an der Lahn, wo die hessische Regierung unter Aufwand erheblicher Mittel die Bildung eines Industriegeländes ermöglichte, das infolge seiner gesunden Lage mitten im Wald und verkehrsgünstig an einer Hauptstrecke und in Autobahnnähe gelegen eine ganze Reihe von Unternehmen, wie Gießerei, Kammgarnspinnerei, Strumpffabrik, Papierverarbeitung, Metallbetrieb und Elektrogerätefabrik zur Niederlassung veranlaßte. Die große Arbeitslosigkeit in diesem Gebiete wurde dadurch beseitigt; dieses Industriezentrum, das in Anlehnung an einen älteren kleinen Ort entstanden ist, bietet heute mit fast 6000 Arbeitsplätzen auch vielen Pendlern aus Entfernungen bis zu 40 und 50 km Arbeit und Brot. Eine wesentlich kleinere derartige Siedlung ist im Industriehof bei Frankenberg an der Eder entstanden, wo sich u. a. auch eine Blasmusikinstrumentenfabrikation aus Graslitz niedergelassen hat.
Die *Musikinstrumentenfabrikation* aus dem Raum Graslitz (Blasinstrumente) und aus Schönbach bei Eger (Streich- und Zupfinstrumente) fand zwei neue Zentren größeren Ausmaßes: Nauheim und Bubenreuth. Die Gemeinde Nauheim im Kreise Groß-Gerau im hessischen Ried bot gute Ansiedlungsmöglichkeiten, so daß hier ein bedeutender Schwerpunkt dieser Branche entstanden ist. Hergestellt werden vorwiegend Blasinstrumente und Harmonikas. Der Exportanteil dieser Betriebe ist sehr hoch, manchmal 80 und 90 % des Umsatzes; er erstreckt sich auf alle Erdteile, mit

dem Schwergewicht nach Afrika und Amerika. Die Betriebe haben sich recht gut entwickelt, jeder hat wieder ein stattliches Gebäude; das Antlitz des Ortes hat sich durch die neuen Betriebe wesentlich geändert. Schwierigkeiten bereitet die Nachwuchsfrage. Die großen Unternehmungen in der Nachbarschaft ziehen mit hohen Löhnen und hervorragenden Sozialeinrichtungen, gesicherte Existenz bietend, die jungen Leute ab. Eine Fachschule ist dringend notwendig, sie wurde bereits wiederholt in Aussicht gestellt und soll in absehbarer Zeit, zunächst im Anhang an die Kreisberufsschule in Groß-Gerau, geschaffen werden. Ein weiteres geschlossenes Zentrum ist die Geigenbauersiedlung von Schönbachern in der Gemeinde Bubenreuth bei Erlangen. Ein Versuch einer weiteren Schönbacher Gruppe, die durch einen Aussiedlungstransport nach Eschwege in Nordhessen gekommen war, durch Gründung einer Genossenschaft „Amati" ihre arbeitsteilige Produktionsmethode zu verwerten, ist gescheitert. In Neustadt an der Aisch, nicht weit von Erlangen, haben sich einige Graslitzer Betriebe niedergelassen. Eine Produktionsgenossenschaft bildeten weitere Graslitzer, die sich in der bereits erwähnten Vertriebenensiedlung Waldkraiburg ansässig gemacht haben. Weitere Betriebe dieses Gewerbezweiges sind über ganz Süddeutschland verstreut; ursprünglich hatten sich einige sudetendeutsche Geigenbauer in der alten Geigenbauerstadt Mittenwald niedergelassen, die meisten von ihnen sind aber dann nach Bubenreuth abgewandert. Etliche Unternehmer und zahlreiche Arbeitskräfte dieses Gewerbezweiges gingen nach Österreich, ferner nach Holland, England und Schweden.

Die *Glas- und Schmuckwarenindustrie* erfuhr eine sehr starke Streuung. Die Gablonzer Industrie zählt jetzt in der Bundesrepublik über 1000 Betriebe mit mehr als 20 000 Arbeitsplätzen. Ihr Export betrug im Jahre 1958 über 101 Millionen DM; sie ist im „Verband der Gablonzer Industrie e. V." in Bonn zusammengefaßt und stellt heute wieder einen beachtlichen Wirtschaftsfaktor dar; ihre interessante Entwicklung hat bereits in zahlreichen Schriften und Dissertationen einen Niederschlag gefunden. Für die Gablonzer ist ein neuer Standort in der Siedlung Neugablonz im Anschluß an die Stadtgemeinde Kaufbeuren im Allgäu entstanden, in der sich jedoch nur ein Teil der Betriebe niedergelassen hat. Weitere Gruppen von „Bijouterie"-Warenherstellern aus Gablonz haben sich in Schwäbisch-Gmünd, Karlsruhe, Bayreuth, Waldkraiburg und anderwärts angesiedelt. Eine größere Gruppe hat gemeinsam mit Glasmachern und Glasveredlern in Oberursel im Taunus einen weiteren Kristallisationspunkt ihrer Branche geschaffen. Die hier von Isergebirglern gegründete Stierstädter Hütte (Hessenglaswerke) versorgt zahlreiche Veredlungsbetriebe mit Rohmaterial. Außer in diesem Raume Oberursel—Bad Homburg haben sich in Hessen im benachbarten Hadamar niedergelassen, wo unter Fortführung der Tradition der noch weitere sudetendeutsche Glasschleifer vor allem in Limburg an der Lahn und früheren Fachschule für die Glasindustrie in Haida, die eine der ältesten ihrer Art war, eine staatliche Glsafachschule gegründet wurde, an der viele sudetendeutsche Lehrkräfte tätig sind. Es ist bemerkenswert, daß bereits über ein Drittel der Schüler dieser Anstalt Einheimische sind, und daß die hier früher völlig unbekannte Glasindustrie mit Hilfe dieser Schule und der in sudetendeutschem Besitz befindlichen Limburger Glashütte nun auch in diesem Randgebiete des Westerwaldes heimisch wird. Auch in Neugablonz (Kaufbeuren) ist eine staatliche Glasfachschule geschaffen worden.

Durch die sudetendeutschen und schlesischen Zuwanderer ist Hessen, das 1945 keine einzige Glashütte hatte, zu einem bedeutenden Glasproduktionsland geworden. Heute bestehen hier 10 Glashütten und etwa 60 größere Glasverarbeitungs- und Veredlungsbetriebe, in denen über 5000 Menschen beschäftigt werden. Weitere Niederlassungen vertriebener sudetendeutscher Glasmacher und -veredler erfolgten am Niederrhein, im Raume Bonn—Euskirchen-Düren. Im Jahre 1948 wurde in Rheinbach bei Bonn die 1856 gegründete fachgewerbliche Schule Steinschönau als staatliche Glasfachschule wieder ins Leben gerufen. Ein großer Teil des Steinschönauer Lehrkörpers setzt auch hier die heimatliche Tradition unter Anpassung an die moderne Entwicklung fort und konnte auf Grund alter Erprobung und Erfahrung die Gewähr für eine segensreiche Entfaltung der Anstalt bieten. Viele Sudetendeutsche dieser Branche ließen sich als Unternehmer oder Facharbeiter in Österreich und in der Sowjetzone nieder, weitere gingen ins Ausland, nach England, Schweden und Übersee, wo die meisten sich gute Existenzen aufbauen konnten.

Von den übrigen sudetendeutschen Gewerbezweigen erfolgte nur bei der *Lederhandschuhindustrie* eine gewisse massierte Ansiedlung nach ihrer Vertreibung. Wie bereits erwähnt, hatte sich diese Erzeugung in den letzten hundert Jahren im Erzgebirge u. zw. in Abertham, später auch in Bärringen, Platten und im sächsischen Johanngeorgenstadt, sowie in Kaaden entwickelt. In diesen Gebieten zählte man 1939 über 11 000 Beschäftigte in dieser Branche. In der Tschechoslowakei war dieser Wirtschaftszweig ein bedeutender Exportfaktor, vor allem nach dem europäischen Südosten und nach den Vereinigten Staaten. Dank dieser günstigen Exportlage wurde diese Branche von der Wirtschaftskrise der 30er Jahre nicht so beeinflußt wie andere sudetendeutsche Industrien. Durch die Vertreibung kamen viele Aberthamer in einem geschlossenen Transport in den Kreis Günzburg an der Donau. Hier begannen sie bereits 1946 mit der Wiedererrichtung ihrer Betriebe und mit der Aufnahme der Produktion. Sie gründeten die Lederhandschuhgenossenschaft „Abertham" in Offingen bei Günzburg, die mit einem der ersten Flüchtlingskredite ausgestattet wurde. In der damaligen Zeit war es gar nicht so einfach, eine solche Organisation zu gründen, da ja nicht nur die deutschen Dienststellen diesen unbekannten Vertriebenen mißtrauisch und skeptisch begegneten, sondern auch die Besatzungsmacht keine Zusammenschlüsse von Vertriebenen dulden wollte. Andere Lederhandschuhbetriebe wurden über ganz West- und Süddeutschland verstreut wiederaufgebaut. Dieser Wirtschaftszweig hat sich im allgemeinen recht gut entwickelt, seine ehemals so große Exportbedeutung hat er allerdings nicht mehr erreicht, sich aber einen guten Inlandmarkt aufgebaut, wenn er auch heute im In- und Ausland unter dem Preisdruck der Italiener stark zu leiden hat. Im Ausland macht sich in dieser Branche, wie auch in der Musikinstrumenten-, in der Glas- und Gablonzer Industrie und in der Spielwarenherstellung der Wettbewerb der in der alten Heimat von den Tschechen beschlagnahmten und weitergeführten Betriebe durch erhebliche Preisunterbietungen störend bemerkbar. Diese treten auf den internationalen Märkten oft unter den alten deutschen Namen auf und täuschen dadurch die Interessenten.

Die *übrigen sudetendeutschen Gewerbezweige* haben keine nennenswerte massierte Ansiedlung in der heutigen Bundesrepublik erfahren. Vor allem die Betriebe der einst so mächtigen und vielseitigen Textil- und Bekleidungsindustrie sind, sofern sie überhaupt wieder zum Zuge gekommen sind, über das ganze Bundesgebiet verstreut.

Zu einem großen Teil ist es allen diesen Betrieben gelungen, eine erhebliche Anzahl von Arbeitskräften aus ihrem alten und bewährten Facharbeiterstamm wieder an sich zu ziehen und am neuen Standort oder in der Nähe ansässig zu machen. Vielfach teilten diese Arbeiter in selbstloser Weise und aus alter Anhänglichkeit die Sorgen, Nöte und Entbehrungen ihrer Betriebsinhaber, vor allem in der ersten Zeit des Wiederaufbaues. Viele Unternehmer haben den raschen Wiederaufbau ihrer Betriebe dieser aufopfernden Mithilfe ihrer Angestellten und Arbeiter zu verdanken. Bei einer Würdigung und Darstellung der sudetendeutschen Wirtschaft muß man dem sudetendeutschen Arbeiter ein besonderes Denkmal setzen.
Durch den Zuzug der Vertriebenen erhielten viele Gemeinden und ganze Kreise eine ganz neue Struktur, sowohl in wirtschaftlicher und beruflicher, als auch in stammesmäßiger und konfessioneller Zusammensetzung. Starke Beeinflussungen gingen von den zugewanderten Sudetendeutschen aus, vor allem in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht, vielfach auch Einflußnahmen auf das Schulwesen, vor allem das gewerbliche, Beeinflussungen, die sich sicherlich nicht zum Nachteil für die neue Heimat ausgewirkt haben.

Schwierigkeiten und Erfolge

Bei diesen Neugründungen vertriebener sudetendeutscher Unternehmungen handelt es sich ausschließlich um Klein- und Mittelbetriebe. Die Großbetriebe, die in der alten Heimat meist in der Form von Aktiengesellschaften bestanden hatten, konnten aus verschiedensten Gründen nicht wiedererrichtet werden. Vor allem fehlte das Kapital, das derartige Unternehmungen benötigen und die Rohstoffbasis, denn die Vertriebenen waren ja völlig ausgeplündert angekommen. Sie versuchten, aus Schrott und bombenbeschädigten Maschinen die ersten maschinellen Grundlagen für ihren neuen Betrieb zu schaffen. Manche versuchten ihr Glück als Händler oder zunächst als Arbeiter oder Angestellte, um sich über Wasser zu halten und etwas zu ersparen. Sie waren unbekannt und wurden meist mit Mißtrauen betrachtet. In Einzelfällen erhielten sie von einem großzügigen oder weitsichtigen Bankdirektor oder von privater Seite einen kleinen Personalkredit, mit dem sie anfangen konnten. Erst später übernahmen Länderregierungen Bürgschaften für Kredite oder gaben auch direkte Darlehen, die natürlich zu verzinsen und zu tilgen waren; auch Sicherheiten wurden hierfür verlangt, soweit diese überhaupt vorhanden waren. An einen auch nur geringen Ersatz der in der Heimat verlorenen Werte konnte man damals nicht denken.
Mangel an Kapital, die Unmöglichkeit der Beschaffung größerer Maschinen und Anlagen, die Übersättigung gewisser Branchen in Westdeutschland, Rohstoff- und Standortfragen und verschiedene weitere Gründe brachten es mit sich, daß die sudetendeutsche Großindustrie, so ihre beachtlichen Unternehmungen der Metallindustrie, der Papier- und Zellulosefabrikation, der Waggon- und Automobilindustrie, der Großchemie, der Zuckerproduktion und des Brauereiwesens und anderer Branchen und natürlich auch der Bergbau, überhaupt nicht wieder aufgebaut bzw. nicht wieder in Angriff genommen werden konnten. Auch in den anderen Wirtschaftszweigen wurden ehemals große Unternehmungen, sofern überhaupt, zunächst nur in bescheidenem Umfang wiedererrichtet. Eine Ausnahme macht infolge besonderer Umstände die bereits erwähnte Warnsdorfer Firma Kunert, da in ihrer Sparte die Voraussetzungen infolge des damals völligen Fehlens von Damenstrumpffabriken

in Westdeutschland sehr günstig waren. Andere frühere Großunternehmer, so der bekannte Textilindustrielle von Liebig, dessen Betriebe mit dem Zentrum in Reichenberg nach dem Mautner-Konzern das größte Textilunternehmen des böhmischen Raumes gebildet hatten, haben nur in einem vergleichsweise recht bescheidenen Rahmen wieder anfangen können; meist mußten sie sich auf eine Stufe oder Sparte ihres früher umfassenden Erzeugungsprogramms beschränken.

Ein großer *Strukturwandel* ist in der Wirtschaft der vertriebenen Sudetendeutschen eingetreten. Viele altbekannte Betriebe sind nicht mehr entstanden. Namen einst großer Unternehmungen und Häuser fehlen, große Industriezweige sind verschwunden. Nicht wenige Inhaber von Betrieben kamen noch in der alten Heimat oder auf der Flucht um, andere waren zu alt, zu verbraucht oder zu krank, um einen Neuaufbau zu wagen; einige kamen zu spät aus der Gefangenschaft. Mancher einstige Unternehmer ergriff lieber eine gesicherte und weniger aufreibende Stellung in einem fremden Betrieb. Und mancher bewährte sich auch nicht. Ein Neuaufbau unter solchen Verhältnissen war eben schwieriger als die Weiterführung eines eingeführten oder ererbten Betriebes. Aber gar mancher, der in der Heimat kein selbständiger Unternehmer war, wagte jetzt den Sprung, gründete einen eigenen Betrieb und bewährte sich. Gemessen an der großen Zahl der neuaufgebauten Betriebe ist die Zahl der gescheiterten gering, trotz allen Schwierigkeiten. Man kann wohl schon heute feststellen, daß die sudetendeutschen wirtschaftlichen Unternehmer die Bewährungsprobe, mit nichts aus nichts neu anfangen zu müssen, in ihrer großen Mehrzahl bestanden haben.

Noch ist die *wirtschaftliche Eingliederung* der Sudetendeutschen, ebensowenig wie die der anderen Vertriebenen, in der neuen Heimat und der Wiederaufbau ihrer Unternehmungen nicht abgeschlossen. Von ihren Betrieben, ob in Industrie, Handel oder Handwerk, kann heute erst ein sehr kleiner Teil in seiner Existenz als einigermaßen gesichert bezeichnet werden. Wenn auch die meisten von ihnen wieder eine gute Produktion, bewährte Verbindungen zu Kunden und Lieferanten, hohe Umsätze, ggf. große Exportanteile und im allgemeinen wieder einen recht guten Namen errungen haben, so blieb die Gesundung ihrer inneren finanziellen Struktur in den meisten Fällen weit hinter gleichgelagerten einheimischen Betrieben zurück. Untersuchungen ergaben, daß der Anteil des Eigenkapitals am Betriebsvermögen (Bilanzsumme) mit seltenen Ausnahmen 25 % nicht überschreitet, in vielen Fällen erschreckend darunter liegt und infolge der im Zuge notwendiger Rationalisierungsmaßnahmen erforderlichen Aufnahme von Fremdkapital weiter absinkt. Normalerweise sieht man einen Eigenkapitalsanteil von mindestens 50 % als eines der Kriterien an, nach denen ein Unternehmen als innerlich einigermaßen konsolidiert betrachtet werden kann. Bei vielen nicht geschädigten Betrieben liegt dieser Hundertsatz weit höher. Die finanzielle Entwicklung der Vertriebenenbetriebe beruhte zu einem erheblichen Teil auf ihrer Ausstattung mit langfristigen und zinsgünstigen Krediten, vor allem aus ERP-Mitteln und aus dem Lastenausgleichfond. Zu einer stärkeren Bildung von Eigenkapital verhalfen bisher nur die Umwandlungen von Aufbaudarlehen (im Einzelfall bis zu höchstens 50 000 DM) in zuerkannte Hauptentschädigung aus dem Lastenausgleich, sowie die Begünstigung des § 10a des Einkommensteuergesetzes für den nicht entnommenen Gewinn bis zu höchstens 20 000 DM pro Jahr im Einzelfall. Dies sind natürlich für größere kapitalintensive Betriebe recht geringe Beträge. In den

meisten Fällen wurden die Betriebsgewinne durch die zu hohen Steuern in einem solchen Umfang abgeschöpft, daß eine nennenswerte Bildung von Eigenkapital nicht möglich war. Und doch hängt die Wettbewerbsfähigkeit eines Unternehmens, seine Konsolidierung und die Sicherung seiner Existenz auf die Dauer gesehen in entscheidendem Maße von der Höhe seines Eigenkapitals ab. Zu diesen Schwierigkeiten in der Kapitalstruktur kommt noch der in den letzten Jahren und wohl auch in der Zukunft sehr hohe Kapitalbedarf für Maschinen-, Anlagen- und Gebäudeinvestitionen im Zuge der Rationalisierungsmaßnahmen, um der modernst ausgestatteten in- und ausländischen Konkurrenz gegenüber wettbewerbsfähig zu bleiben und baldigst zu werden.

Abschließend kann wohl festgestellt werden, daß es einem großen Teil der sudetendeutschen Wirtschaftsbetriebe gelungen ist, im Bundesgebiet einen vorbildlichen Wiederaufbau durchzuführen, wodurch die Unternehmer ihren alten Pioniergeist wieder bewährt haben. Es bleibt aber noch viel zu tun übrig, um das Erreichte endgültig zu sichern und diese Betriebe einigermaßen krisenfest zu gestalten; eine Entwicklung, die Zeit und Ruhe braucht und die man nicht vielleicht von behördlicher Seite durch eine übereilte und verfrühte Mündigerklärung nach § 13 des Bundesvertriebenengesetzes (Erklärung der wirtschaftlichen und sozialen Eingliederung des Betriebsinhabers und als Folge davon Aberkennung von Rechten und Begünstigungen nach dem BVFG unter Aufrechterhaltung der Vertriebeneneigenschaft) stören sollte, die den Entzug der ohnehin recht geringen steuerlichen Begünstigungen bei der Bildung von Eigenkapital und der Möglichkeit zur Inanspruchnahme zinsbegünstigter ERP- und anderer Kredite aus öffentlichen Mitteln zur Folge hätte.

Wilhelm Pleyer

DIE KUNST

Mein Herz, du träumtest viel,
Nun bangest du und lernst:
Das Spiel war lange Spiel
Und wurde Ernst.

Dein Lächeln verrinnt über Reimen;
Das Schicksal dichtet d i c h.
Du Rufer, im Tiefgeheimen
Dein Dichten richtet d i c h.

Gold aus rauchigen Bränden,
Gestalt aus Wehen und Runst.
Du mußt dich selbst vollenden —
Das ist die Kunst.

Der Mährische Ausgleich vom Jahre 1905 / Rudolf Wierer

Der Mährische Ausgleich vom Jahre 1905 wird heute vielfach als ein längst überholtes Experiment eines verschwundenen Systems betrachtet. Seine komplizierten Bestimmungen, der verwickelte Bau der Kurien, Wählerklassen und Tabellen, muten den modernen Beobachter äußerst sonderbar an. Da nun der ethnisch einheitliche, unkomplizierte Staat die Lösung der Gegenwart und der kommenden Zukunft zu sein scheint, steht der Mährische Ausgleich für viele geradezu als ein fossiles, skurriles Überbleibsel einer unfähigen und unfruchtbaren Zeitepoche da. Nun fragen wir uns, ob dieses Experiment doch noch eine Lehre uns bieten kann?

Vom äußerlichen Gesichtspunkt betrachtet, steht der Mährische Ausgleich in der Erinnerung als eine Folge der nationalen und staatsrechtlichen Auseinandersetzung in Österreich in den Jahren 1860 bis 1905 da. Freilich ist es nicht uninteressant, einen Blick in die anderen damaligen österreichischen Kronländer zu werfen: Man sieht, daß anderswo Versuche eines nationalen Ausgleiches in Böhmen in den Jahren 1871, 1890 und besonders 1908 - 13 restlos mißlungen sind, daß in Schlesien ein Reformvorschlag in den Jahren 1908 - 09 auf Ablehnung bei beiden slawischen Völkern gestoßen ist und daß besonders der sehr scharfe polnisch-ukrainische Kampf in Galizien erst sozusagen an der Schwelle des ersten Weltkrieges im Jahre 1914 eher formell durch eine Reform der Landesordnung überbrückt als wirklich gelindert wurde. Daher kann man den Mährischen Ausgleich doch nicht so leicht abtun, besonders wenn man den Nationalitätenkampf der Zwischenkriegszeit und sogar die Vorboten der kommenden Zukunft, mindestens im Vorderen Orient in Betracht zieht.

Die nationale Siedlung der Tschechen und Deutschen in Mähren war untereinander viel stärker verwickelt und infolgedessen waren die materiellen nationalen Reibungsflächen viel breiter vorhanden, als es in Böhmen der Fall war. Dessen ungeachtet gestalteten sich die nationalen und staatsrechtlichen Auseinandersetzungen in Mähren viel ruhiger. Die Erklärung dieser interessanten Tatsache ist wohl kaum leicht zu finden; lediglich die ideologische Begründung der beiderseitigen Ansprüche scheint sicher viel tiefer und schärfer in der Mentalität beider Völker in Böhmen verwurzelt zu sein.

In Mähren hat sich das Bewußtsein der Zugehörigkeit Mährens zur Böhmischen Krone wenigstens seit den Reformen Maria Theresias psychologisch sehr stark gelockert. Daher lehnten bereits im Jahre 1848 im alten ständischen Landtag alle tschechischen und die meisten deutschen Vertreter eine autonome Sonderstellung von Böhmen, Mähren und Schlesien im Rahmen Österreichs ab. Selbst im Jahre 1871 war die Begeisterung der mährischen Tschechen für einen staatsrechtlichen Ausgleich mit Österreich im Vergleich mit Böhmen nicht unwesentlich anders ausgeprägt.

Bei dem Mangel an natürlichen, ausgeprägten Grenzen im Süden gravitierte Mähren zum österreichischen Zentralstaat stärker als das geographisch stärker ausgeprägte Böhmen. Daher konnte der sogenannte verfassungstreue, im Ganzen josefinisch oder rechtsliberal orientierte Adel, der mit Wien und den Wiener zentralistischen Tendenzen stark verbunden war, leicht die Mehrheit in der Kurie des Großgrundbesitzes im Landtag erwerben und dadurch die deutsch-liberale Mehrheit daselbst sichern. In den Städten errang im tschechischen Sprachgebiet das deutsche und das äußerlich deutschsprachige Element in der Ober- und Mittelschicht ein solches Übergewicht, daß die Deutschen bis in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts sowohl die Mehrheit in der Kurie der Städte im Landtag, als auch die Mehrzahl der Städteverwaltungen inne hatten. Die Tschechen wurden in den ersten Jahren nach 1860 vom konservativen Hochadel unterstützt. Daher prägte sich hier eine mehr konservative Einstellung als bei den Tschechen im „Königreich". In der natürlichen Vermehrung waren die Tschechen im Vorteil, da sie von etwa 70 % der Bevölkerung auf 72 % stiegen, da weiter einige städtische Patrizierfamilien nach Wien wegzogen, ausstarben oder sich tschechisierten und da zuletzt immer mehr Arbeitskräfte aus der tschechischen Umgebung in die Städte strömten.

Gegen 1900 verschärften sich die nationalen Gegensätze in Österreich außerordentlich und die Wogen der nationalen Kämpfe erfaßten auch teilweise Mähren. Hier wurden im Landtag bereits ab 1896 verschiedene Anträge eingebracht, die die Landesordnung und Landtagswahlordnung einer gründlichen Revision zu unterziehen bestrebt waren, indem sie besonders das bisherige zensitäre Wahlrecht, das in den Kurien der Städte, sowie der Landgemeinden das Wahlrecht lediglich den besitzenden Klassen gewährt wurde, erweiterten. Tschechischerseits war man begreiflicherweise daran interessiert, das allgemeine Wahlrecht so breit als möglich durchzusetzen, um dadurch die bisherigen Mehrheitsverhältnisse im Landtag (um 1900 saßen im mährischen Landtag 59 Deutschliberlale, 5 Konservative und 36 Tschechen) umzustürzen und dem Landtag eine tschechische Mehrheit zu geben.

Die Deutschen dagegen waren bestrebt, ihre Stellung nach Möglichkeit zu bewahren. Wenn man schon auf die Mehrheit im Landtag verzichten sollte, meinten die ausgleichwilligen Vertreter der Deutschen, dann muß man der deutschen Minderheit im kommenden Landtag gegenüber der tschechischen Mehrheit die Handhabe bieten, mit der sie das tschechische Übergewicht in nationalen Fragen ausgleichen könnte. Besonders war man bestrebt der Gesamtheit der deutschen Vertreter im Landtag das Recht des Veto gegen die etwaigen Beschlüsse der tschechischen Mehrheit in Nationalitätenfragen zu sichern. Da nun, wie bereits angedeutet, die besitzenden Klassen in Mähren noch immer überwiegend deutsch waren, gewann der nationale Kampf mancherorts auch einen sozialen Charakter. Dabei ist zu bemerken, daß die, seit den 70er Jahren tätige Sozialdemokratie bei den im Gegensatz zu den Landtagen ab 1897 mehr demokratisch gestalteten Wahlen in die österreichische Reichsvertretung beträchtliche Erfolge in der Kurie des allgemeinen Wahlrechtes erlangte und im Ganzen bestrebt war, die nationalen Auseinandersetzungen aus ihren eigenen Reihen nach Möglichkeit zu bannen.

Die stärkste Initiative in der Ausgleichsarbeit entwickelte die sogenannte Mittelpartei unter den Vertretern des Großgrundbesitzes, die meistens aus deutschen Gutsbesitzern im tschechischen Sprachgebiet bestand und die sich bemühte, die gemäßigten Elemente

in den beiden Lagern für den Ausgleich zu gewinnen. Der Kampf um den Ausgleich zog sich in die Länge, da die Tschechen die Errichtung einer tschechischen technischen Hochschule neben der bestehenden deutschen technischen Hochschule durchsetzten und die Errichtung einer mährischen, also zweiten tschechischen Universität in Österreich anstrebten, was man deutscherseits teilweise ablehnte, teilweise mit der Forderung nach Errichtung einer deutschen Universität in Mähren ausgleichen wollte. Eine große Schwierigkeit wurde noch durch den Kampf um die Regelung der Amtssprache, sowohl der staatlichen als der sog. autonomen Landesbehörde geschaffen. In Österreich war man sich von 1861 bis zum Untergang der Donaumonarchie nicht im Klaren darüber, wer eigentlich zur Regelung der Sprachenfrage kompetent sei; die Zentralisten beanspruchten diese Befugnis für die österreichische Reichsvertretung, den sog. Reichsrat, die Autonomisten sprachen die Kompetenz den Landtagen einzelner Kronländer zu, während die Beamtenschaft und einige Politiker, die des Sprachenstreites müde geworden waren, die Regelung dieser Frage im Verordnungswege der Ministerien, bzw. des Gesamtministeriums verlangten.

Nun wurden die Ausgleichsverhandlungen zwar 1898 begonnen, jedoch 1901 und 1903 unterbrochen und erst im Oktober 1905 beiderseits richtig wieder aufgenommen. Da nun sowohl die Mehrheit der Deutschliberalen unter der Führung des früheren Ackerbauministers, Freiherr Johann von Chlumecky, als auch die Mehrheit der tschechischen Vertreter unter Führung von Dr. Jan Žáček für den Ausgleich gewonnen wurden, kam der eigentliche Ausgleich — die vier Landesgesetze vom 27. November 1905 — zustande. (Landesgesetzblatt Nr. 1 - 4)

Das erste Gesetz reformierte die Landesordnung für die Markgrafschaft Mähren. Der Landtag wurde mit Ausnahme der Vertreter des Großgrundbesitzes (30 Abgeordnete) und der beiden Virilisten (Erzbischof von Olmütz und Bischof von Brünn) in zwei nationale Kurien eingeteilt. Die deutschen Vertreter der Städte, der Landgemeinden, der Handels- und Gewerbekammern, sowie der Klasse des allgemeinen Wahlrechtes bildeten eine deutsche Kurie (46 Abgeordnete), während die tschechischen Abgeordneten der eben erwähnten Wählerklassen die tschechische Kurie (73 Abgeordnete) bilden sollten.

Alle Wahlen im Landtag sollten nach nationalen Kurien unternommen werden. Das ausübende Organ des Landes in der Sphäre ihrer autonomen Befugnisse — der Landesausschuß — sollte aus 4 Tschechen, 2 Deutschen und 2 Vertretern des Großgrundbesitzes bestehen. Die Referate über das Schulwesen, über die Landesanstalten, welche einer Nationalität bestimmt wurden, waren unter die Landesausschußbeisitzer nach ihrer Nationalität zu verteilen. Für die Ernennung von Lehrern — Beamten — oder Dienerstellen in Landesanstalten, die für eine Nationalität bestimmt wurden, sollten die Beisitzer aus der betreffenden Nationalität einen Terna-Vorschlag erstatten, auf dem dann der gesamte Landesausschuß die Wahl vornehmen sollte. Bei der Ernennung der Landesbediensteten zu anderen Stellen oblag es dem Landesausschuß, auf beide Völker nach der Zahl der Bevölkerung Rücksicht zu nehmen.

Die revidierte Landesverfassung sicherte weiter der zahlenmäßigen Minorität im Landtag den Deutschen, bzw. den Großgrundbesitzern für ihre wichtigen Belange einen besonderen Schutz. Für die Regelung der nationalen Belange, besonders für die Abänderung der Ausgleichsgesetze wurde die Anwesenheit von vier Fünfteln der Abgeordneten und eine qualifizierte Zweidrittel-Mehrheit verlangt. Daher waren die

Deutschen bei geschlossener Opposition, ja sogar bei der Absentierung ihrer Abgeordneten in besonders bestimmten Fällen imstande, einen etwaigen für ungünstig angesehenen Beschluß der tschechischen Mehrheit zu vereiteln.

Das zweite Landesgesetz über die Landeswahlordnung führte die Verhältniswahl (Proportionswahl) in der Kurie des Großgrundbesitzes und in die Wählerklasse der Handels- und Gewerbekammern ein. Daher gewannen die tschechischen und die konservativen, den Tschechen nahestehenden Großgrundbesitzer unter den Vertretern des Großgrundbesitzes eine beträchtliche Minorität und konnten in einem Wahlkörper des Großgrundbesitzes (Wahlkörper des fideikommissarischen und nicht frei zu veräußernden Großgrundbesitzes) einen Landes- Ausschußbeisitzer wählen. Da nun die deutschliberale Mehrheit der Vertreter des Großgrundbesitzes im Landtag im 2. Wahlkörper einen Landesausschußbeisitzer wählen konnte, standen im Ganzen im Landesausschuß 5 Tschechen 3 Deutschen gegenüber.

Die Wähler aus den Wählerklassen der Städte, Landgemeinden und der allgemeinen Wählerklasse wurden in je einen tschechischen und einen deutschen Wahlkörper eingeteilt. Jede Gemeinde sollte daher eine besondere tschechische und eine deutsche Wählerliste aufstellen. Die Eintragung in diese Wählerlisten sollte von den Gemeinden nach Maßgabe der ihnen bekannten, persönlichen Verhältnisse durchgeführt werden. Jedoch war jeder Wähler berechtigt, die Eintragung in eine Liste durch die Erklärung, daß er der anderen Nation angehöre, zu ändern. Weiter konnte jeder Wähler die nationale Zugehörigkeit anderer, in die gleiche Liste eingetragener Wähler beim Gemeindevorsteher anfechten. Die Entscheidung in unklaren Fällen traf die staatliche Verwaltung. Einen Sonderfall boten die Wähler, die weder der deutschen, noch der tschechischen Nation angehört haben und nicht mit der Zuteilung in die Liste der Mehrheit ihrer Gemeinde einverstanden waren, sie konnten sich für die andere nationale Liste entscheiden.

Die Einteilung desselben Gebietes in zwei verschiedene nationale Wahlsprengel knüpfte an die Vorschläge des späteren österreichischen Staatspräsidenten Karl Renner an, der wiederum bereits knapp vor 1900 sowohl in Anlehnung an das stammesbedingte Personalitäts-Prinzip des Mittelalters als auch an die neueren Siebenbürgischen öffentlich-rechtlichen Einrichtungen der ständischen „Nationen" ein weit ausgearbeitetes System der für mehrere Völker parallel organisierten Nationalselbstverwaltungen vorschlug. Die erwähnten Wählerlisten des Landgesetzes Nr. 2 von 1906 entsprachen, freilich in einer nicht ganz befriedigenden Weise, den Ideen Karl Renners, sowie des Wiener Staatsrechtlers Edmund Bernatzik, die theoretisch die Errichtung von nationalen Matriken, bzw. Katastern forderten, um durch die rechtlich verbindlichen Eintragungen in die nationale Matrik die hemmungslose Agitation und Werbung der nationalen Parteien um schwankende, unentschlossene oder sogar käufliche Wähler entweder unmöglich zu machen oder wenigstens stark zu hemmen.

Das dritte Landesgesetz regelte den Gebrauch beider Landessprachen bei den autonomen Landesbehörden. Beide Sprachen, die bereits laut Landesordnung in der Landesvertretung gleichberechtigt waren, wurden für den Bereich der Selbstverwaltung für gleichberechtigt erklärt. Jede Gemeindevertretung konnte ihre Amts- oder Geschäftssprache bestimmen, war jedoch verpflichtet, schriftliche Eingaben auch dann anzunehmen und in Verhandlung zu nehmen, wenn dieselben in der anderen Landessprache abgefaßt wurden. In den Städten, welche ein eigenes Statut gehabt hatten

ERIBERT LOSERT „Südliche Landschaft"

(ähnlich den bundesdeutschen kreiseigenen Städten) mußten die einlangenden, schriftlichen und mündlichen Eingaben in jener Landessprache erledigt werden, in welcher dieselben eingelangt sind. In anderen Gemeinden traf diese Verpflichtung nur dann zu, wenn wenigstens ein Fünftel der Einwohnerzahl jene Landessprache gebrauchte, welche nicht die Amts- oder Geschäftssprache dieser Gemeinde war. In Gemeinden ohne die erwähnte Minderheit konnte man anderssprachige Eingaben an den Landesausschuß zur kostenfreien Übersetzung einsenden. Die öffentlichen Kundmachungen der Gemeinden sollten nach den erwähnten Grundsätzen ebenfalls ein- oder doppelsprachig verfaßt werden.

Das vierte Gesetz regelte die Errichtung, Erhaltung und den Besuch der öffentlichen Volksschulen. Danach sollten in Gemeinden, in denen sich sowohl tschechische, als auch deutsche Schulen befanden, eigene deutsche, bzw. tschechische Ortsschulräte errichtet werden. In ähnlicher Weise wurden besonders deutsche, bzw. tschechische Bezirksschulräte organisiert und die oberste Schul-Aufsichtsbehörde im Lande — der Landesschulrat — in zwei Sektionen eingeteilt. Weiter wurde vorgeschrieben, daß in die Volksschule in der Regel nur Kinder aufgenommen werden dürfen, welche der Unterrichtssprache mächtig sind. Zugleich traf dieses Gesetz Anstalten, um den nationalen Minderheiten beider Volksstämme den Schulunterricht ihrer Kinder in ihrer Muttersprache zu sichern. Daher wurde auch den Privat-Volksschulen für nationale Minderheiten eine verhältnismäßig ausgiebige Subvention gesichert.

Der Mährische Ausgleich wurde interessanterweise im national noch stärker gemischten österreichischen Kronland Bukowina als Vorbild genommen. Nach der Landesordnung und Landtagswahlordnung vom 26. Mai 1910 wurden hier rumänische, ruthenische (ukrainische), deutsche und (armeno)-polnische Wahlkörper und Wählerlisten errichtet und sogar den deutschsprachigen Juden im Rahmen des deutschen Wahlkörpers eine angemessene Vertretung gesichert. Bemerkenswerterweise gelang in der Bukowina dieser Ausgleich der Nationen, von denen keine die zahlenmäßige Mehrheit inne hatte. Dies war sicherlich ein großer Erfolg, wenn wir bedenken, daß in der Nachbarschaft dieselben Stämme sich ziemlich scharf bekämpft haben (Galizien und außerhalb Österreichs Bessarabien und das Chelmgebiet).

Begreiflicherweise wurde der Mährische Ausgleich von allem Anfang von verschiedenen Seiten angefeindet. Radikale deutsche Richtungen hielten das Fallenlassen der deutschen Landtagsmehrheit den Verteidigern des Ausgleichs vor. Die radikalen Richtungen unter den Tschechen bemängelten die Zustimmung zum Ausgleich, da nach ihnen der deutsche Besitzstand sowieso in natürlichem Wege im Schrumpfungsprozeß begriffen war. Viele zentralistische Juristen, besonders die Staatsbeamten, sahen ungern die Bildung von nationalen Selbstverwaltungskörpern und betrachteten jeden vermeintlichen Ansatz zum „Staat im Staate" für verhängnisvoll. Im mährischen Landtag setzte man sich auch nach dem Ausgleich wegen der Frage des Besteuerungsrechtes eigener Volksangehöriger für nationale kulturelle Zwecke durch die nationalen Kurien auseinander. Tschechischerseits lehnte man dieses Besteuerungsrecht als einen Vorteil des wohhabenderen deutschen Volksstammes ab und verlangte andererseits eine strikte Ausführung der Regel, nach der in die Volksschule nur der Unterrichtssprache mächtige Kinder aufgenommen werden durften. So blieb es nur bei den rudimentären nationalen Matriken, sowie bei der ungenügenden Organisation der nationalen Kurien. Andere österreichische Kronländer näherten sich vor 1914

dem mährischen Muster, ohne es — außer der Bukowina — erreichen zu können. Die tschechoslowakische Republik beseitigte in der Verfassung von 1920 die meisten Bestimmungen des mährischen Ausgleiches. Obwohl man ja im Zeitalter der siegreichen Demokratie den Wahlzensus in den Städten und Landgemeinden, die Kurie des Großgrundbesitzes, die Virilisten und das Wahlrecht der Handels- und Gewerbekammer beseitigend, diesen Ausgleich weiter im proportionellen Sinn entfalten und auch anderswo einführen konnte, lehnte man ihn überhaupt als einer Sicherung der nationalen und sozialen Privilegien ab.

Heute scheinen Nationalautonomie, Personalitätsprinzip, Matriken und Veto überholt zu sein. Besonders hat der Kommunismus seine feindliche Einstellung gegen die „kleinbürgerliche", personale, kulturelle Autonomie äußerlich durchgesetzt und dabei die weitfortgeschrittenen Ansätze zur Verbreitung dieser Autonomie besonders in Estland restlos abgeschafft.

Trotzdem bieten die Kommunisten mit ihrer Umsiedlungspolitik und die Organisation von Industrie-Kombinaten neue und neue Brutstätten einer nationalen und ethnischen Differenzierung. Wenn wir nun weiterblicken, können wir die schweren, vielfach blutigen Streitigkeiten unter Stämmen und kirchlichen Gemeinschaften im Orient nicht übersehen. Freilich ringen diese Einheiten erst allmählich um die Form des nationalen Lebens und um das nationale Bewußtsein. Besonders klar erscheint uns diese gärende Entwicklung in Zypern, in dem etwa 400,000 orthodoxe Griechen und ca. 100,000 moslemitische Türken mosaikartig zerstreut wohnen. Hier schien der Gegensatz der griechischen Forderung E n o s i s (Vereinigung mit Griechenland), sowie der türkischen Forderung T a k s i m (Teilung in einen türkischen und griechischen Teil) geradezu unüberbrückbar zu sein. In der letzten Gegenwart kam es zu einem, vielleicht nur vorübergehenden Kompromiß. In Nordafrika formen sich je zwei Völkerschaften — Araber und Berber — die nach und nach in einen mehr ausgeprägten Gegensatz geraten können. Weiter kristallisieren sich allmählich auch andere asiatische Stämme zu Völkern und Nationen, besonders die indischen Sprachgruppen und wohl auch die nicht-chinesischen Völkerschaften Chinas und vielleicht auch die chinesischen Mohammedaner, von anderen Stämmen gar nicht zu reden.

So sieht der kritische Beobachter dieser langsam, aber sicher vor sich gehenden Kristallisierungen den einzigen Weg in die ruhigere Zukunft — die schöpferische, sinngemäße, selbständige, teilweise Nachahmung der Einrichtungen des Mährischen Ausgleichs, die viele, an sich gesunde Einheiten vor dem Triumph von neuen Massenpsychosen, Katastrophen, Austreibungen und Neu-Umsiedlungen, wenn nicht vor dem Zusammenbruch in vielen Kontinenten, retten kann.

The Moravian Settlement of 1905 / Rudolf Wierer

Rudolf Wierer, Dr. jur., was born 17th March 1907 at Brünn; he studied at the Czech Masaryk University at Brünn, in Paris and Vienna. Then he was a private lecturer in ecclesiastic law and history of law at the Czech Masaryk University since 1933, assistant professor there since 1936; guest professor at the Philosophical-Theological College at Bamberg 1948 - 1950; professor of ecclesiastic law and of German constitutional law in the Free Ukrainian University in Munich since 1951, professor in ordinary since 1956.

Today the Moravian Settlement of 1905 is by many considered as an obsolete experiment of a death system. Its complicated regulations, its intricate structure of "curiae", electoral classes and charts are apt to make a quaint impression upon a modern observer. Since the ethnically uniform, allegedly uncomplicated state seems to be the solution of present-day and future difficulties, the Moravian Settlement for many stands as an almost ridiculous fossil remainer of an infertile and inefficiet era. We are asking here whether that experiment can still teach us a lesson. Eternally viewed, the Moravian Settlement represents itself to our recollection as the outcome of the national and political quarrels in Austria from 1860 till 1905. It is not without interest to cast a glance at the other Austrian Crown Lands in that time. The result is that everywhere else attempts at a national settlement utterly failed; in Bohemia in 1871, 1890, and especially in the years from 1908 to 1913; in Silesia a proposed reform was refused by both its Slav peoples; and the very bitter Polish-Ukrainian quarrels in Galicia were only formally adjusted, not really straightened out in 1914, at the very doorstep of World War No. One. We therefore ought not to make too light of the Moravian Settlement, thinking of the national struggles between the two Great Wars and of the fore-runners of coming upheavals in the Near East.

Czech and German settlements in Moravia were by far more intermingled and therefore the spheres of national friction were much broader than in Bohemia, and still national and political conflicts in Moravia were decidedly less fierce. It will not be quite easy to account for this striking fact — perhaps we can say that in Bohemia ideological arguments for the mutual claims seem to have struck much deeper roots in the mentality of either people.

In Moravia the consciousness of belonging to the Bohemian Crown had faded out considerably since Maria Theresia's reforms. Thus already in 1848 all Czech and most of the German representatives in the old Diet, which was based on the estates of the country, refused an autonomy of Bohemia, Moravia and Silesia within the framework of Austria. Even in 1871 the Moravian Czechs differed considerably from Bohemian enthusiasm for a constitutional arrangement with Austria.

In consequence of lacking natural boundaries in the South, Moravia gravitated more strongly towards central Austria than Bohemia with its more marked geography. Thus the gentry who used to be called loyal to the constitution, but, gen-

erally speaking, were rather Josephinists and right-wing liberals and therefore strongly connected with Vienna and Viennese centralist tendencies, could easily win the majority in the landowner's curia of the Diet and thus secure a German liberal majority in it. In the towns of the Czech parts the Germans and the German-speaking element of the upper and middle classes still predominated so that the Germans were in the majority in the towns' curia of the Diet (as they were in the greater number of municipalities). The Czechs, in the first years after 1860, were supported by the conservative aristocracy, and therefore a more conservative attitude prevailed than among the Czechs in the "Kingdom". As to natural increase, the Czechs had the advantage, rising from 70 % to 72 % of the population; families of city patricians would move to Vienna, or they died out or became Czech, and more and more labourers flocked from the Czech hinterland into the towns.

Towards 1900 national antagonism greatly intensified in Austria, and some waves of those struggles seized also Moravia. Already in 1896 several bills were introduced in the Diet aiming at a thorough revision of the "Landesordnung" (Basic Low of the Crown Land) and of the regulations concerning elections for the Diet, above all by broadening the electorate, the right to vote for the curiae of the towns and the rural communities then being restricted to the propertied classes. The Czechs were naturally interested in broadening the franchise as far as possible in oder to upset the majority in the Diet (about 1900 there were 59 German liberals, 5 conservatives, and 36 Czechs in it) and to give it a Czech majority. The Germans, on the other hand, tried to hold their positions as well as they could. If their majority should have to go, conciliatory German representatives thought the German minority in the future Diet should have a means of balancing Czech preponderance in national questions; above all, endeavours were made to secure for all German representatives the right of veto forbidding possible resolutions of the Czech majority in nationality questions.

Since the propertied classes in Moravia were still predominantly German, the national struggle in some places acquired the character of class-conflict. We here have to state that Social Democracy turning active in the seventies won considerable successes in the democratically conducted elections for the Austrian Imperial Parliament in the curia of general votes — contrary to the elections for the Diet since 1897 —, and generally endeavoured to banish national quarrels from its own ranks as far as possible.

The strongest initiative was taken by the socalled "Middle Party" among the large landowners; it mostly consisted of German landowners with estates in the Czech parts who tried to win the support of the moderate elements of both camps for the Settlement. The fight lengthened since the Czechs were enforcing the foundation of a Czech technical university beside the existing German technical university in Austria; the latter request was partly rejected by the Germans, partly countered with the demand for a German university in Moravia. Another great difficulty was in the fight for the official language of the state as well as of the autonomous land authorities. In Austria, from 1861 till the downfall of the Danube Monarchy, there was no clearness as to the competence for the language problem; the centralists claimed this right for the Reichsrat, the autonomists for the diets of the various Crown Lands, whilst the bureaucracy and some politicians, who had grown tired

of the language quarrels, demanded that these questions should be decided by ministerial decrees.

Negotiations for a Settlement were started already in 1898, they were, however, interrupted in 1901 and 1903, and really taken up again only in October 1905. Since the majority of the German liberals led by Freiherr Johann von Chlumecky, former Minister of Agriculture, as well as the majority of the Czech representatives led by Dr. Jan Žáček could be won for the Settlement, the Settlement proper — i. e. the 4 Land Laws of Nov. 27th 1905 — were enacted (Landesgesetzblatt Nr. 1 - 4).

The first law reformed the *Landesordnung* for the Margraviate of Moravia. The Diet, excepting the representatives of the large Landowners (30 members) and the two "Virilists" (the Archbishop of Olmütz and the Bishop of Brünn), was divided into two national curiae. The German representatives of the towns, of the rural communities, of the chambers of trade and commerce as well as the class of the general franchise formed the German curia (46 representatives), whilst the Czech representatives of the electoral classes just mentioned formed the Czech curia (73 representatives).

The elections for the Diet were to be held in accordance with those national curiae. The executive organ of the Land in the sphere of its autonomous powers — the "Landesausschuß" (Land Committee) — was to consist of 4 Czechs, 2 Germans and two representatives of the landowners. The Department of Education and that of Land institutions intended for one nationality should be distributed among the members of the Landesausschuß (called "Landesausschuß-Beisitzer"). For the nomination of teachers and of officials and employees in the Land institutions mentioned, the Land Committee member concerned should propose three persons among whom the entire Land Committee should have the choice. Concerning the nomination of other employees of the Land, it was up to the Land Committee to have regard for the two nationalities according to their percentage in the population.

This revised Landesordnung gave special protection to the Germans and the large landowners who were numerical minorities. For regularising their national problems, above all for making alterations of the Settlement Laws, the presence of four fifths of all members and a qualified majority of two thirds were required. Thus in special cases the Germans, when in solid opposition and even in absence of their members, were able to kill an unfavourable resolution of the Czech majority.

The second Land Law concerning the mode of elections introduced the proportional system in the curia of the large landowners and in the electoral class of the chambers of trade and commerce. Thus the Czechs and the large landowners sympathizing with the Czechs won a considerable minority among the representatives of large landed property (estates in fee-tail which could not be sold freely). Since the German liberal majority of large landed property in the Diet could elect one member of the Land Committee, five Czechs faced three Germans in the Land Committee, all told.

The electors of the electoral classes of the towns, the rural communities of the general electoral class were each divided into a Czech and a German electoral body. Each community therefore hand to put up special electoral registers for the Czechs and for the Germans. The electors should be entered into these registers according to their known personal circumstances. Each elector, however, had the right to alter the entrance in one of the lists by a declaration that he belonged to the other natio-

nality; furthermore, each elector could contest the national membership of any other elector entered in the same list by protesting to the chief magistrate. Unclear cases were to be decided by the administration. A special case were electors that were neither of Czech nor of German nationality and did not consent to being included in the majority register of their community; they could decide for the other national register.

This differentiation of the same area into two national electorates resumed proposals made by Karl Renner, who later became State President of Austria. Shortly before 1900 he had proposed a differentiated system of parallel national selfgovernment for several peoples living beside each other, thereby following the personality principle of the Middle Ages resting on inclusion in a tribe, as well as the public legal institution of "national estates" in more recent Transylvania. The electoral registers according to Land Law No. 2 of 1906 corresponded, though not entirely, to Karl Renner's ideas and to those of Edmund Benatzki, Viennese authority on constitutional law, who in theory had demanded national lists and cadastral registers in order to make impossible, or at least to hamper, the unrestrained agitation and propaganda of national parties aimed at wavering, undecided or even voters by legally binding entrance in national registers.

The third Land Law regularized the use of the two languages with the autonomous Land authorities. Both the languages, made of equal rank already in the Representative Body of the Land by the Landesordnung, were declared equal in the autonomous bodies. Each municipal council could choose its official or business language, but was bound to accept, and to deal with, written applications in the other language. In towns with a statute of their own (comparable to "kreiseigene Städte" in the Federal Republic) incoming written and oral applications had to be answered in the language in which they had been received; in other communities this was compulsory only if at least one fifth of the inhabitants used the language that was not the official language of the community; in communities without the minority mentioned applications in the other language could be handed on to the Land Committee for translation free of charge. Public notifications of the communities should be in one or both the languages according to the principles mentioned.

The fourth Land Law regularized the establishment, maintenance and attendance of public primary schools. In communities with Czech and German schools Czech and German schoolboards were to be established. In a similar way special German and Czech county schoolboards were organized, and the highest inspecting board in the Land — the Landesschulrat (Land Schoolboard) — was divided into two sections. Another regulation was that only children mastering the language of instruction should be admitted to primary schools. At the same time the law provided that national minorities should be assured of instruction of their children in their mother tongue; therefore comparatively substantial subsidies were granted to private primary schools of the national minorities.

It is interesting to see the Moravian Settlement imitated in the Austrian Crown Land of Bukowina, which was still more of a national motley. According to its Landesordnung and the Election Law of 28th May 1910 here Roumanians, Ruthenian (Ukrainian), German and Armeno-Polish electoral bodies and registers were formed, and also the German-speaking Jews got their proper representation within

the German electoral body. It is noteworthy that the Settlement here was a success among nations none of whom had the numerical majority.

It will be easily understood that enmity to the Moravian Settlement arose on various sides. Radical Germans reproached the defenders of the Settlement for giving up the German majority in the Diet. Radical Czechs raised objections saying that the German positions were undergoing a natural shrinking process. Many centralist jurists and bureaucrats disliked the establishment of autonomous national bodies, regarding such alleged starting-points for a "State within the State" as disastrous. In the Moravian Diet there were arguments whether taxation of members of a nationality for the cultural ends of that nationality through national curiae was legal. The Czechs rejected such taxation as yielding advantages to the Germans who were more prosperous, and insisted on the strict observation of the rule that only children mastering the language of instruction should be admitted to primary schools. Thus the national registers remained rudimentary and the national curiae were insufficiently organized.

The Czechoslovak Republic, in its Constitution of 1920, did away with most provisions of the Moravian Settlement. Although victorious democracy should have been able to develop this settlement in the sense of proportional representation and to introduce it also in other parts — eliminating franchise according to taxation in towns and rural communities and abolishing the curia of the large landowners, the Virilists and the representation of the chambers of trade and commerce —, it was rejected wholesale as a stronghold of national and social privileges.

Today national autonomy, the personality principle, registers, and the veto seem to be obsolete. Especially Communism has externally enforced its inimical attitude towards the "lower middle class" ideal of personal and cultural autonomy, thoroughly abolishing its rather promising beginnings, e. g. in Estonia. And yet the Communists with their policy of colonisation and their organisation of industrial combines are creating new hotbeds of ethnical differentiation.

Looking farther ahead we cannot help noticing the bitter and often bloody antagonism between the racial and religious communities in the East, though those units are only striving for their forms of national life and national consciousness. This process of fermentation is especially clear in Cyprus where about 400,000 orthodox Greeks and about 100,000 Turkish Moslems live in a motley diaspora; here the clash of the Greek demand for Enosis (union with Greece) and the Turkish demand for Enosis (union with Greece) and the Turkish demand for Taksim (division into a Turkish and a Greek area) seem to be irreconcilable. Of late a compromise — perhaps only transitory — has been arrived at. In North Africa two nationalities — Arabs and Berbers — are forming who one day may develop more pronounced antagonism. Besides, Asian tribes are crystallizing into peoples and nationalities by and by, let us think of India's linguistic groups and perhaps also of the non-Chinese tribes of China, of the Chinese Mahomedans, and so on.

The critical observer of those slow, but irrepressible crystallisations will see a way leading into a safer future in the creative, analogous, independent partial application of provisions of the Moravian Settlement. Many in themselves healthy ethnical units might thus be saved from new mass psychoses, catastrophes, expulsions and resettlements, if not from annihilation in many a continent.

Ein Blick auf Kolbenheyers Lebenswerk / Robert König

Einführende Worte anläßlich der Lesung des Dichters und Denkers in der Goethe-Gesellschaft in München am 14. 11. 1959

Ich danke dem Herrn Vorsitzenden (Dr. Diener) für die ehrenvolle Aufforderung, namens der Kolbenheyer-Gesellschaft einige einführende Worte über das Werk des Dichters und Denkers zu sagen.

Jeden Goethe-Freund und Verehrer wird es interessieren, daß Goethe im Sommer des Jahres 1786 vor seiner Flucht nach Italien in Karlsbad im Hause zu den „Drei roten Rosen" als Kurgast weilte, welches Kolbenheyers mütterlichen Vorfahren und später ihm selbst gehörte. Goethe war damals mit der Umarbeitung seiner „Iphigenie" beschäftigt. "Und was war der tiefste und eigentliche Inhalt der Dichtung des fluchtwilligen Mannes?" — frägt Kolbenheyer in seiner Goethe-Gedenkrede 1932.

„Lebenverbundenheit der großen und reinen Seele mit ihrem Volke, Lebensverbundenheit, die weder durch gütige Gewalt, noch die edelste Neigung des Herzens überwunden werden kann. Goethes „Iphigenie" ist eines der lautersten Bekenntnisse eines Dichters zur Nation jenseits der Macht- und Staatspolitik im biologischen Sinne geworden."

Damit ist auch das Wesen der Kolbenheyerschen Dichtung gekennzeichnet. „Ich habe" — so schreibt er einmal — „in Dankbarkeit und Demut aus der geistigen Entwicklungsdrangsal meiner Vorfahren die bildnerische Ausgestaltung dieses Erbes als mein Lebensgeschick erhalten." Und so entstehen nach seinem Erstlings-Roman „Amor Dei" (1908) —unter der Entwicklung einer neuen historischen Stilform — die historischen Romane „Meister Joachim Pausewang", die Paracelsus-Trilogie, „Das gottgelobte Herz"; ferner die historischen Dramen „Heroische Leidenschaften" (ursprünglich „Giordano Bruno"), das Kaiser-Papst-Drama „Gregor und Heinrich" und die große Tetralogie „Menschen und Götter" (1943).

Wir erleben wesenhafte Epochen der geistigen Entwicklung unseres Volkes und deren Träger und lernen unser eigenes Wesen verstehen und unsern Standort finden und gründen. Diese Dichtung steht unter einem hohen Ethos.

Das gilt nicht weniger von Kolbenheyers moderner Prosadichtung. Ich nenne nur kurz die drei Dramen „Die Brücke", „Jagt ihn — ein Mensch!", „Das Gesetz in dir", die sehr aktuelle Themen behandeln; ferner die Romane bzw. die Novellen „Monsalvatsch", „Das Lächeln der Penaten", „Reps, die Persönlichkeit", „Die Begegnung auf dem Riesengebirge", die wundersam innigen „Weihnachtsgeschichten", und die in Goethe-Sprache geformte „Karlsbader Novelle", die Sie heute hören werden. Von allen diesen Dichtungen, so verschiedenen Inhalts sie auch sind, strömt eine geistigsittigende und darum lebensaufbauende Kraft aus. Kolbenheyer steht damit in bewußtem Gegensatz zu jener sogenannten „Libertinage", der schon 1931 in einer Resolution entgegengehalten wird: „Als Kunstverderbnis empfinden wir jede noch so gekonnte Kunst, die anstelle der Seele: Intellekt, an Stelle der Ehrfurcht: Frivolität, an Stelle der Liebe: Sexus, und an Stelle des Dienstes: Opportunismus stellt."

Gedanken- und gemütstief ist Kolbenheyers Lyrik, ohne sich ins Schwärmerische oder

in reines Wortspiel zu verlieren; die 1927 mit dem Adalbert-Stifter-Preis gekrönte „Alpsonate" schließt:

„Dann in reiner Gestalt,
Bergland der Alb, gleich dir gebreitet
Sei eines Lebens innigster Gehalt:
Ein stilles, heilendes Rufen,
Ein Orgelakkord, geweitet
in ernst gemessenen Stufen."

Kolbenheyer ist aber nicht nur Dichter, sondern auch Denker, Schöpfer einer neuen naturalistischen Philosophie, die er bescheiden „Philosophie der Bauhütte" nennt (1923). Er lehrt, die seit der Zeit Kants gewonnenen, gewaltigen naturwissenschaftlichen, besonders biologischen Kenntnisse denkerisch zu ordnen und ihre metaphysische Bedeutung zu begreifen.

Unter dieser Sicht — man sehe auch seine zahlreichen Aufsätze und Reden — gewinnen alle Erscheinungs- und Äußerungsformen des Lebens, von Familie und Heim angefangen bis zur Erziehung, Recht, Kunst, Politik, Wirtschaft eine neue Bedeutung und Wertung; obenan steht das Gewissen als die „Grundregung aller überindividuellen Ordnungsreaktion"; das — unter der einseitig technisch-wirtschaftlichen Gehirndifferenzierung — zum Schaden des Menschen vernachlässigte Bereich des Emotionalen tritt neben dem Rationalen wieder in den Vordergrund, und die Kunst als eine „höchste Ordnungsform des Emotionalen" aufgefaßt, gewinnt eine weit höhere als bloß ästhetische Bedeutung — geradezu eine wesenhafte für ein Volk.

Daß Goethe schon nahe an die Schwelle dieser naturalistischen Denkhaltung gelangte, erfahren wir aus der — bei Gelegenheit der Empfangnahme des Goethepreises in Frankfurt — von Kolbenheyer gehaltenen tiefschürfenden Rede in dem bedeutungsvollen Hinweis, „daß die Wurzel der Goetheschen Faustdichtung solange unerkannt bleibt, als man den Widerstreit dieser beiden Anlagenkomplexe der metaphysischen Ordnung des „Nationalismus" und des „Idealismus" bei Goethe nicht zu durchschauen vermag."

Über allem aber ist entscheidend, daß Kolbenheyer mit seiner Philosophie das Fundament für ein neues Lebensethos, ein Ethos, ohne das wir uns ein zukünftiges, in Menschenwürde befriedetes Europa nicht vorstellen können, darzustellen sucht.

Eine geistige Lebenshilfe zu bieten, das will auch sein letztes Werk, die dreiteilige Selbstbiographie, betitelt „Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit". Sie ist geschrieben unter dem verantwortungsvollen Antriebe, „eine letzte Klarheit über sich und seine Zeit zu bekommen". Ist das nicht unser aller bedeutsamstes Anliegen geworden, ganz besonders auch der Jugend?! „Karst" mußte so mehr wollen als nur sonst ein Zeit- und Lebensbuch; es weist ins Überzeitliche, in die Genesis des Lebens selbst in seinen letzten Zeilen:

„Was je zu Leben kam in Wuchs und Welken,
Vermöchte nie sein Wesen zu behaupten,
Wenn es von einer Urzeit her nicht lebte
In ungebrochner Kettung der Geschlechter. —

Vor dir erwuchs mein Leben dem Planeten,
der meine Welle warf ins Sternenlicht,
Es fließt als Leben über mich hinaus,
Bis den Begleitstern dieser Weltenstunde
Des Lebens Kräfterausch entschwebt im All."

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, lautet die Goethische Forderung. Auch dieses Dritte, die Güte, offenbart sich in Kolbenheyers Person und Werk: „Sie (die Güte) wirkt von allen Tugenden bildnerisch am tiefsten in den Parakosmos, wie Kolbenheyer den menschlichen Lebenszusammenhang nennt; sie überschreitet den Ich-Bezirk am weitesten ... aber nur ein tapferes Herz kann auch wirklich gut sein", ein Überwinder der Not unserer Zeit, „die nicht mehr von Pietät, Glauben und von innerer Klarheit des logischen Gewissens getragen wird, deren oberflächliche Verkehrsformen es dem Menschen verwehren, sein Herz dem anderen zu öffnen und Einlaß in dessen Herz zu erhalten."
„Da liegt die letzte Ruhestatt, die letzte Sicherheit im parakosmischen Lebenszusammenhang."
Einlaß im Herzen des anderen! —
In diesem Sinne dankt die Kolbenheyer-Gesellschaft aufrichtig der Goethe-Gesellschaft.

Erwin Guido Kolbenheyer

HEIMAT

Heimat, du läßt dich nimmer zwingen,
Unantastbar, wie in weitem Blau
Das weiche, ferne Schwalbenschwingen!

Von deinem und von meinem Grau
Das unsre Scheitel leicht bereift
Sinkt unser Blick. Und leise streift,
Gleich einem müden Glanz und Ton,
Die Sehnsucht nach der Jugend schon.

So mancher bittren Stunden bar,
Würden wir unsre Ernte sehn
Und Hand in Hand gelassen stehn,
Wenn sie — wo unsre Jugend war —
Die Heimat, könnte mit uns gehn,
Mit uns in unsre Ferne gehn.

Reise durch Böhmen 1959 / Otto Schäfer

Wir kamen aus Wien, immer noch Herz des südöstlichen Mitteleuropa, in dessen Schicksal sich die Zukunft Europas nicht weniger entscheiden wird als in dem Berlins. Wir waren schon vor Preßburg und Eisenstadt auf Stacheldraht gestoßen, unnatürliche Grenze in sonnen- und fruchterfüllter Landschaft und wieder wuchs Stacheldraht drohend und abweisend aus dem niederösterreichischen Weinland.

In Haugwitz verlief das Leben ruhiger als anderswo, Leben an toter Grenze. Während wir uns mit einigen Bauern auf der Straße unterhielten, verstummten sie plötzlich. „Der da kommt ist ein Tscheche, der hat schwer gegen uns gearbeitet und gewütet. Niemand will etwas mit ihm zu tun haben. Er war drüben. Aber die wollten ihn auch nicht. Nun ist er wieder hier." Einer der vielen Wanderer zwischen zwei Welten, groß aber gebeugt, mit den Augen des geprügelten Hundes, scheu, abseitig. Saubere, korrekte Zöllner und Soldaten nehmen uns im tschechischen Zollhaus in Empfang. „Der erste Bus, der hier herüberkommt", aber ihr Lächeln erstirbt in dienstlicher Miene, wenn sie sich gegenseitig ansehen. Sie sind untereinander unfreier als wir ihnen gegenüber in der Spannung der Erwartung des Unbekannten.

Die Abfertigung hemmt mehrfach die Unsicherheit des Wie, aber sie geht doch schneller als sonst an östlichen Grenzen, denn wir werden seit Tagen erwartet, und die Führerin, die uns geleiten soll, ist auch schon da. Was sie uns Wissenswertes mitzuteilen hat, steht in einem dicken, in Deutsch verfaßtem, mit Schreibmaschine geschriebenem Hefte. Während der Fahrt tankt sie darin und dann schnurren Zahlen und die großen Erfolge der Gegenwart sachlich, aber nicht aufdringlich ab. Die Vergangenheit ist tschechisch und die Gegenwart erst recht. Auf Fragen gibt sie begrenzte Auskünfte, die vorbedacht klingen.

Mit Deutschen fährt sie am liebsten. Sie halten Ordnung und machen keine Last, während es mit Franzosen bedeutend schwieriger ist. Die Polen lassen sich nicht zusammenhalten und müssen bei jedem Halt erst gesucht werden. Die Amerikaner aber bestimmen, wie gefahren und wo gehalten wird.

Wir fahren durch das fruchtbare mährische Hügelland auf das Thayatal zu. *Znaim* macht einen sauberen Eindruck. Nur scheint es irgendwie leer und bald beobachten wir auch, daß die oberen Stockwerke der Häuser nicht bewohnt sind. Auf dem Marktplatz treffen wir Deutsche, die dort wie die anderen Einwohner herumstehen und warten. Sie sagen uns, daß sie seit einem halben Jahre wieder ungehindert in der Öffentlichkeit deutsch sprechen können. Es seien noch etwa zweitausend Deutsche in der Stadt, die untereinander Fühlung hätten. Die kleine Führerin indessen in der alten Kapelle am Schloß spricht tschechisch und wartet bis unsere Führerin übersetzt hat. Sie ist die Tochter eines Österreichers und einer Deutschen und hat erst vor zwei Jahren lange Zeit ihre Verwandten in der Pfalz besucht, wie sie uns später in ausgezeichnetem Deutsch berichtet.

Der Blick ins Thayatal entschädigt für den Feiertagscharakter der Stadt, den auch nicht der Gang durch die Brauerei verwischen kann.

Ein Rundgang bestätigt, daß die Produktion nicht auf hohen Touren läuft. Die Auslagen der Läden bestehen in der Hauptsache aus Ankündigungen, Reklamen für bestimmte Waren, Pappbildern und alten Dosen. Drinnen ist außer Einheitsware und geringer Auswahl an Lebensmitteln nicht allzuviel zu haben.

Dann fahren wir wieder durch eine wohlangebaute Ackerlandschaft, in der die Waldstücke allmählich häufiger und größer werden, auf die Mährischen Höhen. Die Dörfer sind sauber, aber ausgestorben. Niemand zeigt sich. Die Landstraßen sind still. Zehn bis zwölf Motorfahrzeuge kommen uns auf dem ganzen Wege nach Prag entgegen. Auf Iglau zu blinken viele Teiche, in denen die Fischzucht sehr zurückgegangen ist. Der Eindruck guter Bebauung hält aber an wie überall auf der ganzen Fahrt. Es ist erstaunlich, daß die Versorgung mit Lebensmitteln nicht besser ist. Jedenfalls, zu hungern braucht das tschechische Volk nicht.

Der Eindruck, den *Iglau* macht, ist mit Znaim verglichen wesentlich trostloser. Auf dem großen Marktplatz stehen verloren einige Wagen und zwei bis drei Lieferautos. Der schöne Brunnen ist ungepflegt, und Wälle zusammengeworfener Pflastersteine behindern an seinen Rändern den Verkehr. Die Kirche ist offen, aber leer. Im Eingang stehen einige Mülltonnen. Alles ist sauber und ordentlich, aber der Glanz verblichen. Das Rathaus daneben ist grau und unansehnlich. Wie alle Häuser rundum bedürfte es der Überholung.

In den Läden gibt es nur das Notwendigste. Vor manchen stehen Schlangen. Die oberen Stockwerke der Häuser stehen wieder leer. Eine Imbißhalle, Kasse an der Tür, mit Einheitspreisen hat regen Zuspruch. Die fertigen Brötchen reizen unseren Appetit nicht. Die Bedienung ist höflich und flink, aber zuletzt ist doch alles Bedürfnisbefriedigung und nicht mehr. Nach dem beständigen Aus und Ein — man ißt im Stehen — scheint sie „das" Lokal zu sein. Wo blieb die Wohlhabenheit und Behaglichkeit dieser Stadt? Stumpf und grau geworden sind Häuser und Menschen, wie vorläufig stehen sie da in zielloses Warten verkrochen. Die Jahre 1945 und 1946 stehen wieder vor uns auf.

Hinunter nach *Deutsch-Brod,* das wieder den Eindruck der Vergessenheit macht. Irgendwie scheint im ganzen Lande die Zeit still zu stehen, auch wenn man sich klar macht, daß die Bewohner der Dörfer vielleicht anderswo arbeiten und die Bevölkerungszahl vieler Städte erheblich abgenommen hat. Von dem geschäftigen Leben, das die Propagandamonatsschrift „Im Herzen Europas" verkündet, spüren wir nichts. *Časslau* scheint etwas lebhafter, aber dann zeigt sich, daß das nur für Markt und Bahnhofsgegend gilt.

Kuttenberg dagegen bietet durch seinen stark entwickelten Bergbau, der außer auf die verschiedensten Erze auch auf Uran geht, ein Bild größerer Geschäftigkeit. Die Gruben sind mindestens über Tage ganz modern ausgebaut. Hier ist wirklich Aufbau erfolgt.

Kolin an der Elbe läßt bereits Prag ahnen, erst recht Böhmisch-Brod, das schon fast wie eine Vorstadt wirkt. Hier im Herzen des Landes wird die Bevölkerung dichter und lebhafter. Dann nimmt uns *Prag* auf, wo wir in einem Hotel zweiter Klasse, das einen besseren Einblick in das Leben des Landes gibt als die internationalen Hotels, absteigen, in der Nähe der Mitte der Stadt.

Die Zimmer sind sauber. Der Fahrstuhl ist nicht ganz einfach zu benutzen, da Sicherheitsvorschriften die Abwärtsfahrt unerklärlich beschränken. Überall das Kennzeichen östlicher Staatsbetriebe, die leichte Verwahrlosung, die stets dort, wo der Einzelne sich nicht verantwortlich weiß und Handwerker und Nachschub an Material aller Art fehlen, eintritt

Das Essen ist reichlich. Es ist sogar gut. Es wird in mehreren Schichten serviert und mit viel Aufwand. Man will durch die gute Küche Eindruck machen. Aber es läßt vielleicht deshalb umso mehr die Liebe und Freude vermissen, mit der man einmal in Prag zu kochen und zu essen verstand. Man merkt, daß zwar alles da ist, daß es aber nirgends reicht, daß viel Wertvolles der Organisation zum Opfer fällt, die der Initiative des Einzelnen keinen Spielraum läßt, die noch zum Genuß „zwingt". Das in erbarmungslosem Arbeitszwang von morgens um 6 bis abends um 10 — wenn das Leben schlagartig erstirbt — stehende Personal, das mit Aufbietung aller Kraft sein Soll erfüllt, das nur soviel Bezahlung erhält, daß es zur unteren Grenze der Repräsentation langt, kann gewiß nichts dafür, wenn das Fluidum der Behaglichkeit fehlt. Das Essen ist teuer, sehr teuer. Das Bier umso billiger, allein es muß trotz der hohen Pauschale, die den Vorteil des Touristenkurses mehr als aufhebt, noch besonders bezahlt werden. Trinkgelder sind abgeschafft, werden aber außer Beobachtung umso lieber genommen. Bei Gehältern von umgerechnet DM 400.—, bei um ein Drittel höheren Preisen als bei uns, sehr verständlich. Am besten verdienen Facharbeiter der Maschinenindustrie, etwa 1000.— DM im Monat, also 660.— DM an Kaufkraft. Unsere Führerin ißt gerne mit uns, obwohl sie nicht schlecht bezahlt ist, und wickelt ein, was übrig bleibt, für ihre Schwester. Ihre Garderobe ist viel besser als der Durchschnitt auf der Straße, aber billigste Ware kapitalistischer Herkunft. Des Führers bestes Zeug auf dem Hradschin wäre jedem Arbeiter bei uns zu schlecht.

In den Läden der Stadt ist alles zu haben, vom Hummer bis zum Brot, vom Diamanten bis zum Lappen. Aber nichts reizt uns, denn es ist alles ein Drittel teurer als bei uns, auch wenn man unsern vorteilhaften Touristenkurs ansetzt. Die Gebrauchsgegenstände und Kleider sind einfache Serienware, wie sie bei uns längst vergessen ist, die niemand begeistert. Dazwischen wieder edelstes Kunsthandwerk. In den Straßen fluten Menschen, vor allem am Graben und auf dem Wenzelsplatz, schlicht und einfach gekleidet, ernst und unfroh, am frühen Morgen, am Nachmittag und bis zur Dunkelheit. Viele Arbeiter und Handwerker und man fragt sich, wann sie arbeiten. Sie drängen sich durch die Kaufhäuser, die zeitweise geschlossen werden müssen, aber nur wenige kaufen mit der stummen Hilfe vieler, die wenigstens sehen wollen, was sie nicht kaufen können, die sich erinnern und auf die Zukunft hoffen, lebend jenseits der Gegenwart.

Alle betrachten die Läden, betrachten einander, aber sie reden kaum, als sännen sie auf die Käufe des Morgen. Sie gehen langsamer als in irgend einer Hauptstadt des Westens, müder als in Belgrad. Sie haben offenbar viel Zeit, Zeit zu warten auf etwas, das sie bereits vergessen haben. Sie strömen in die Kinos, in das Volkshaus der Slowaken, in das Leninmuseum, das Nationalmuseum, das Exprimentiertheater, „Laterna Magica". Die Plätze sind teuer, aber sie schenken Vergessen oder Hoffnung, denn die Propaganda des Regimes ist geschickt und der unseren weit überlegen.

In den vielen kleinen Bierwirtschaften sitzen die anderen, unterhalten sich unhörbar mit zwei, drei Freunden, oder schweigen in das große Glas Bier, das vor ihnen steht.

Wenn der Fremde sie anspricht, antworten sie umsichtig und undurchsichtig oder erklären in gutem Deutsch, daß sie kein Deutsch verstehen. Französisch oder Englisch schon gar nicht. Wer seine Zeit abgesessen hat, geht still und unauffällig, weil Unauffälliges offenbar das Wichtigste ist, das der Mensch zu leisten hat.

Wenn unser Buß hält, sammeln sich die Menschen still und schweigend. Darunter sind auffällig wenig Kinder. Ob die Jugendorganisation sie beeinflußt? Alle beobachten einander unauffällig, wer wohl den Mut hat, mit uns zu reden. „Grüß Gott, daß Ihr wieder da seid!" „Das ist recht, daß Ihr kommt, kommt bald wieder, wir freuen uns", meint überall jemand. „Könnte ich für meinen Sohn ein paar Zigaretten bekommen? Aber es darf niemand sehen." Die meisten schweigen oder fragen bestenfalls woher und wohin, und dann seufzen sie ein wenig verlegen, sinnen, beobachten uns, stehen umher, bis wir fahren.

Die Schulen sind ausgezeichnet, die Kinder verfügen über ein zuverlässiges Wissen und können darum auch diskutieren. Die Lehrbücher sind vorbildlich. Mit ihnen kann jedes Kind sich selbst unterrichten. Herbarth gilt hier noch etwas, ohne daß deshalb moderne Methoden verachtet wären. An allen historischen Stätten findet man die Kinder mit ihren Lehrern. Das Vorbild, die Heimat, die Überlieferung, das Volk, ja die Familie sind große und bewußt gepflegte Ideale, aus denen die kommunistischen wie von selbst erwachsen. Die Schule unterrichtet und die Jugendorganisation erzieht und jeder unterstützt den anderen. Das schwarze Brett, ein ebenso wirksames wie bedenkliches Erziehungsmittel. Aber es entsteht eine neue Generation, die vom Alten nichts mehr weiß und mit dem Neuen sehr zufrieden ist, die eine neue und gewiß achtenswerte Haltung hat.

Das alles umschließen die Straßen und Plätze, die Gäßchen und Gänge der Stadt, das Ständetheater, die Synagoge, das Nationalmuseum, die Bethlehemskirche, das Rathaus und die Teinkirche, das Wunder der Karlsbrücke im Moldaudunst, die Niklaskirche, die Gärten der großen Geschlechter und der Hradschin. Kleinod mitteleuropäischer Baukunst und deutschen und tschechischen Fleißes ist diese Stadt, Ausdruck dieses Landes, in dem sich zwei Völker ständig zu übertreffen suchten. Nirgends ist slawische und deutsche Geschichte einiger, stolzer und glücklicher verknüpft als hier, nirgends in Europa haben seine Völker ein edleres und zugleich heimlicheres Stadtbild geschaffen als dieses.

Sind die Tschechen denn weniger Europäer, weniger Deutsche als wir? Wenn sie nicht eine andere Sprache hätten, wer wollte sie unterscheiden? Wenn man mit ihnen in ein vertrautes Gespräch kommt, merkt man, wie verwandt im Denken und Fühlen sie uns vor allen anderen europäischen Völkern sind, wie eng die beiden Völker als die Klammer zwischen dem Osten und Westen des Kontinentes zusammengehören, wie die Völker des westlichen Mitteleuropa und der europäischen Mitte überhaupt. Was sie trennte und trennt sind weniger Gegensätze als Unverstand und Eifersucht auf den Bruder, gekränkte Liebe und verkehrter Eifer für gleiche Ideale. Wo soll denn Mitteleuropa sein, wenn nicht hier ebenso wie am Rhein ?

Wie fremd wirken das Stalindenkmal und Gottwaldmuseum über der Stadt. Wie anmaßend ihr Prunk und ihre Wucht über der verfallenden Schönheit edler Bauten, um deren Wiederherstellung man sich langsam müht. Wie schlicht und einfach gegliedert und geschmackvoll wachsen König Karls Brücke und Burg und die Höhe des Hradschin organisch aus der Landschaft. Drohend und schwer dagegen die Sym-

bole einer Macht, unter deren Hand die Freude des einst so fröhlichen Landes erstarb. Selten hielt mich eine Stadt so mit tausend Händen, während ich dennoch bereit war zu gehen, weil mir die Freiheit irgendwie fehlte, die man mir doch nicht genommen hatte. Die Stadt, in der die Gotteshäuser unversehrt stehen, die kaum jemand besucht, in der es an Geistlichen fehlt und die verbliebenen nicht frei sind — die Beauftragten des Herrn Niemöller haben sich auch in diesem Punkte wie in so vielen täuschen lassen — in der Furcht regiert und die Entfaltung des Lebens behindert. Was besonders deutlich spürt, wer mit Belgrad vergleicht.
Über Beraun fahren wir nach Pilsen, zu seinen gewaltigen Brauereien und Waffenschmieden. Hier und unterwegs bestätigt sich noch einmal, wie das Leben dieses Landes zur Grenze hin verebbt, das aus dem einen großen Herzen Prag allein zu leben scheint, mehr als je auf jeden Fall, weil ein überall gleich wirksames Regiment dies vielfältige und lebendige Land unerbittlich vereinheitlicht. Dann reisen wir, die erste deutsche Reisegesellschaft aus dem Westen, die durch Böheim fuhr, über Waldhaus aus und wieder hinein in Zeit und Leben.

Sudetendeutscher Kulturpreis 1960

Der Sudetendeutsche Kulturpreis für das Jahr 1960 wurde von der Jury

HARALD KREUTZBERG

als dem Schöpfer eines neuen Tanz-Stils zuerkannt.

Harald Kreutzberg wurde in Reichenberg im Sudetenland geboren. Seit 1922, als er in Berlin seinen ersten großen Triumph feierte, strahlt sein Name in der ganzen Welt unverminderte Anziehungskraft aus. Das Phänomen Harald Kreutzberg, dessen Ruhm in fast vier Jahrzehnten niemals verblaßte, beruht auf der Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit seines Ausdruckstanzes.

Die Förderpreise für das Jahr 1960 erhielten:

Fridolin Aichner, Goch/Ndrh. (Dichtung)

Erna Künast, Huddinge/Schweden (Dichtung)

Heribert Losert, München (Malerei)

Otfried Preußler, Schloßberg über Rosenheim (Dichtung)

Wolgang Roscher, Ettal (Musik)

HERIBERT LOSERT

Fritz Nemitz, einer der besten deutschen Kunstkritiker, sagt von Heribert Losert, er folge den Wegen, zu denen Paul Klee die Tore geöffnet hat; in seinen bewegten und atmenden Aquarellen werde auf sympatische Art die Tradition eines Klee und Macke fortgesetzt.

Tatsächlich kommt unter allen Maltechniken das Aquarell dem Künstler am liebenswürdigsten entgegen. Hier, wo die Lasurfarben den Malgrund neben tiefen Grundfarben durchscheinen lassen, kann der Künstler seine Intentionen von Farbgebung und Flächenwirkung auf das einfachste sichtbar und verständlich machen. Aus den Aquarellen erkennt man aber auch seine Tradition und seinen Weg.

Der Künstler wurde 1913 in Neunkirchen (Österreich) geboren. Seine Eltern entstammen dem Sudetenland. In der sudetenschlesischen Landeshauptstadt Troppau besuchte er die Volks- und Realschule, anschließend die Kunstgewerbeschule in Wien und zuletzt bis 1935 die Wiener Akademie der bildenden Künste. Hier, in Wien, empfing er bei dem Impressionisten Prof. Fahringer seine Ausbildung noch im Sinne der „alten Schule". Der Impressionismus hatte damals nach leidenschaftlichen Kämpfen die Pforten der Akademien als legitime Stilart überschritten. Außerhalb der Akademie aber flatterte bereits das Banner des Expressionismus. Die Spannungen, daraus entstehend, beschäftigten auch Heribert Losert und lenkten ihn in ein Kraftfeld von noch unbewußten Energien. Leider gingen seine Arbeiten aus dieser revolutionären Epoche im Sturm der politischen Ereignisse in Mitteleuropa verloren.

Dann kam der Krieg mit vielfältigen Erlebnissen als Kriegsmaler im Osten. Die Arbeiten aus dieser Zeit — nur wenige blieben erhalten — erfassen in der Hauptsache das Augenblickserlebnis, aber daneben auch schon das Hintergründige dieser gewalttätigen Jahre. „Zerstörung", „Erschöpfung" oder „Flucht" sind die Themen dieser Bilder, in denen der Künstler noch um Form und Inhalt ringt. Mit den Mitteln der Farbe und der Linie will er dunkle Hintergründe schaubar machen und seine bisherige Dingerfahrung mit dem Innenbild zu neuer Aussage binden. Aus Arbeiten wie „Verlassener Wagen" oder den Bildern von Flüchtlingen wird die reale Schilderung schon etwas umgewandelt und man vernimmt eine Sprache, die man von den großen deutschen Graphikern aus Böhmen her kennt. Wie diese, lockt es auch ihn zur Illustration. Neben der Kraft im Ausdruck zeigt sich hier ein ursprüngliches Talent. Aber nicht die Illustration und nicht das Porträt, das er meisterlich beherrscht, sind sein Hauptanliegen. Wir sprachen oben von einer Umwandlung der realen Schilderung und diese drängte ihn zu Neuem. Aus eigentümlich gebrochenen Farbtönen entstanden neue Bildgefüge. Die neue Aussage erwächst fast ausschließlich aus der Farbe, wobei sich die festen Konturen in einer flüssig vorgetragenen Technik verflüchtigen. Dies geschah ganz unauffällig mit einer sanften, aber unermüdlichen Insistenz, zuerst in der Abgeschiedenheit einer Kleinstadt, dann in der Weltoffenheit der Kunststadt München.

Im Laufe der Jahre beschränkten sich die Bildthemen immer eindringlicher auf Elementares. Immer deutlicher rückt Gegenständliches in den Hintergrund. Man erkennt, daß für Heribert Losert der Expressionismus ein Abstoßpunkt zur Abstraktion war und daß diese ihn von Anfang an lockte. Jedoch immer läßt der Künstler den Bildraum bestehen und behält die Farben in seiner Führung. Sie haben ihren festen Ort und hierin steckt ein tiefes Plus an seelischer Atmosphäre und zarter Stimmung. An einem Bilde wie „Pferde am Strand" wird dies deutlich. Es ist ein halbgegenständliches Bildgefüge von geschmeidiger, aber geordneter Struktur und von delikater Farbgebung. Ähnliches gilt für alle seine Motive mit Meer, südlichen Landschaften und Hafenbildern. Sie leuchten — kristallinisch im Aufbau — matt aus einem silbrigen Graublau oder Stahlblau. Aus dem dominierenden Element der Farbe verdichtet, stehen Domtürme über den Dächern der Stadt. In dem Bild „Große Stadt am Meer"

HERIBERT LOSERT „Spiegelbild“

HERIBERT LOSERT „Flucht“

bedient sich der Künstler der Wachskreide, die ihn Strukturen finden läßt, die bei aller Dichte eine feine Differenziertheit besitzen. Aus figuralen Gruppen oder Landschaften erblühen ihm Träume. Er sucht sie in Farben festzuhalten, wobei er dem Gegenständlichen den Grundakkord beläßt, sodaß das Lyrische in kristallinischen Farb-Formklängen mitschwingen kann. Es scheint dem Beschauer, als läge über dem Bild des Gegenstandes ein transparentes, kristallinisches Muster, durch welches das Ding hindurchscheint.

Die Tragkraft des Gegenständlichen bleibt wirksam, das Auge nimmt die Natur noch wahr.

Der Werdegang Heribert Loserts ist bei aller Ruhe besonders in den letzten Jahren ein sicherer Aufstieg. Seine Interpretationen in Ausstellungen des In- und Auslandes gewinnen wachsende Geltung, viele Beiträge und Publikationen beschäftigen sich mit seiner Kunst, für die ihm nun auch der Förderpreis seiner Landsmannschaft zuteil wurde.

Xaver Schaffer

FÖRDERPREISE FÜR MUSIK

ANTON ENDERS, der Träger des Fördererpreises der Sudetendeutschen Landsmannschaft für das Jahr 1959, wurde in Komotau am 30. 3. 1923 geboren. Seine entscheidenden Jugendeindrücke stammen also noch aus der alten Heimat, der er sich mit tausend Fäden verbunden fühlt, wie allein schon die Titel vieler seiner Werke beweisen. Dennoch ist diese Generation schon vor besondere Probleme gestellt, denn sie empfing ihre Ausbildung bereits in der neuen Umgebung. Dazwischen liegen, im Falle Enders wie in so vielen anderen, Dienst bei der Wehrmacht, Krieg, Gefangenschaft und Vertreibung.

Die Wogen der großen Sintflut verschlugen Enders nach Rosenheim in Oberbayern. Von dort aus öffnete sich gewissermaßen selbstverständlich der Weg an die Staatliche Hochschule für Musik in München, wo er Komposition beim alten Meister Joseph Haas studierte und Dirigieren bei Hans Rosbaud. Man muß es wohl als eine glückliche Fügung betrachten, daß es Enders bei diesen Studien nicht bewenden ließ, die ihm vermutlich nur die Aussicht auf eine sehr mühevolle und entbehrungsreiche Laufbahn, etwa als Theaterkapellmeister, eröffnet hätten, sondern daß er sich anschließend in Nürnberg als Radiotechniker ausbilden ließ. Dies setzte ihn in die glückliche Lage, eine Stellung als Ton-Ingenieur am Südwest - Funk Baden - Baden anzutreten. Dadurch ist er der Sorge um das tägliche Brot enthoben. Daß ihm trotz dieser Tätigkeit noch Zeit genug zum Komponieren bleibt, zeigt die stattliche Reihe seiner Werke, die von der Oper („Hekabe" nach Euripides) über die Kirchenmusik („Totenmesse", op. 14) bis zum Klavierlied reicht (Lieder nach Henkenrath und vor allem der Liederzyklus für Bariton „Geliebtes Böhmen", Op. 13 nach Gedichten von Franz Höller). Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt indes eindeutig in der Orchestermusik.

Acht böhmische Tänze, drei Egerländer Tänze, Böhmerwald-Tänze, Scherzo, Furiant usw. legen für die Bindung an die Heimat und ihre musikalische Überlieferung Zeugnis ab. Das gleiche gilt für die Volksliedersuite für gemischten Chor und Orchester. Dazu kommen noch: Die I. Sinfonie, Opus 10, die Eichendorff-Suite, das „Capriccio" und der „Spätsommertag", beides für Klavier und Orchester, die konzertante Suite „Mosaik", die „Ornamente", das „Festliche Präludium" Op. 12, das zuerst zum „Tag der Heimat" 1958 im Rahmen eines Staatsaktes der hessischen Regierung in Darmstadt erklang, endlich die Festliche Musik Op. 15, die ihre Uraufführung zum Sudetendeutschen Tag in Wien 1959 durch das Wiener Rundfunkorchester erlebte. Die Aufzählung der Enders'schen Werke wäre unvollständig ohne die Ballettsuite „Der Plampatsch", Op. 11, die den historischen Maskenzug in Görkau verwendet und damit einmal mehr die Verknüpfung mit den besten Traditionen der Heimat beweist. (I. Satz: Aufstellung des Maskenzuges, II. Satz: Herausforderung der Toten, III. Satz: Der Tod lädt die Teilnehmer als seine Gäste ein, IV. Satz: Bußgang). Enders hat praktisch überhaupt keine Kammermu-

sik geschrieben. Seine Domäne ist das große Orchester mit seiner Farbenfülle und seinen nahezu unbegrenzten Möglichkeiten, die er virtuos beherrscht. Sein Stil ist im übrigen gemäßigt modern, stellenweise an der Grenze der Dodekaphonie, aber immer tonal gebändigt und eingeordnet, weltoffen, aber niemals sich ins Grenzenlose verlierend.

Heinrich Simbriger

WOLFGANG ROSCHER

Es trifft sich seltsam, daß der Träger des Förderpreises für das Jahr 1960 wie jener des Vorjahres aus Komotau stammt. Aber während Enders 1923 geboren wurde, ist Roscher vier Jahre jünger (geb. am 29. Mai 1927). Dies zeigt sich in einer doch sehr andersartigen Einstellung im allgemeinen. Zwar ist Roscher gleichfalls noch in der Heimat aufgewachsen und hat sogar noch einen Teil seiner musikalischen Ausbildung dort empfangen. Sein Vater war der Chormeister, Organist und Oratoriendirigent Franz Roscher, sein erster Kompositionslehrer Karl Michael Komma. Seine erste Stellung fand er als Stiftsorganist der Prämonstratenser-Abtei Tepl bei Marienbad. Trotzdem also die Wurzeln seines musikalischen Lebens unbezweifelbar noch im Boden der alten Heimat ihre Nahrung fanden, unterscheidet sich seine Haltung von der des wenige Jahre älteren Enders deutlich dadurch, daß jede Romantik und jedes Erleben der alten Jugendmusikbewegung fehlt, desgleichen auch die demonstrative Betonung des Heimatverbundenen und Erinnerungsmäßigen, das für die älteren Generationen so charakteristisch ist. Roscher bringt das große Erbe an musikalischer Begabung und Tradition mit und verleugnet es niemals, aber die Verbundenheit mit der Heimat bedarf als Selbstverständlichkeit keiner besonderen Betonung, besonders, da die eigentlichen Elemente der musikalisch-schöpferischen Betätigung ja erst in der neuen Heimat erworben wurden.

Schon Roschers Vater war als Komponist immer wieder hervorgetreten. Er selber setzte sein Studium nach Krieg und Vertreibung bei Konrad Lechner und Carl Orff fort. Zunächst aber hatte er im Fränkischen festen Fuß gefaßt, an der Universität Erlangen Musikwissenschaft studiert und dort 1951 zum Dr. phil promoviert. Seinen Lebensunterhalt hatte er sich als Seminarmusiklehrer in Bamberg, als Universitätsstadtkantor in Erlangen und später als Institutsmusikerzieher in Berg am Starnberger See verdient. Derzeit ist er Leiter der Musikabteilung des humanistischen Gymnasiums und Internates der Benediktiner in Ettal bei Oberammergau. Er veröffentlichte musikästhetische Arbeiten und trat durch Gastvorlesungen, Improvisationskonzerte und Funkaufnahmen eigener Werke vor die Öffentlichkeit.

Roscher ist von hellwacher Intelligenz und enormer musikalischer Beweglichkeit. Seine ersten Werke verleugnen nicht eine gewisse Abhängigkeit von seinem Lehrer Orff und vom mittleren Strawinsky, doch gelang es ihm bald, eine eigene und unverkennbare Tonsprache zu finden, die zwar manchmal recht eigenwillig und nicht leicht verständlich wirkt, bei genauerem Einleben aber ihre Überzeugungskraft und innere Lebendigkeit in zunehmendem Maße beweist. Erstaunlich ist Roschers rhythmische Differenziertheit, fast noch erstaunlicher seine Fähigkeit zur Improvisation über schwierigste melodische und klangliche Gestalten. Ich wüßte unter den Lebenden niemanden zu nennen, der ihm als moderner Klavier- und Orgelimprovisator gleichkäme.

Seine Werke bewegen sich vor allem im Umkreis des geistlichen Chores, der Kammer- und Klaviermusik (Concertino 1948, Partita 1954, Serenade 1958 für Klavier, Divertimento 1955 für Klavier zu 4 Händen; das hochinteressante Dezett von 1956 und das Septett von 1959; die Messe in G 1951, das Motettentryptichon 1955, die Cantata brevis für Solotenor, Chor und Blechbläser 1957). Roscher bringt in die Musik der Sudetendeutschen eine völlig neue und originelle Note und wir dürfen von seinem Wirken ohne Zweifel eine dauernde Bereicherung erhoffen.

Heinrich Simbriger

FRIDOLIN AICHNER (Pseudonym) ist am 5. August 1912 als Lehrerssohn in Aichen bei Mährisch-Neustadt geboren. Nach achtjährigem Besuch des Realgymnasiums in Mährisch-Trübau studierte er von 1931 bis 37 Germanistik und Slawistik an der Deutschen Universität Prag. Grundlage seiner Promotion (1936) war eine dialektgeographische und heimatkundliche Bestandsaufnahme von der Sprachinsel Schönhengstgau: eine Dissertation, die unter dem Titel „Lautgeographie der Schönhengster Mundarten" 1938 bei Rudolf M. Rohrer/Brünn-Prag-Wien-Leipzig erschienen und ein fester, gediegener Baustein der Volksforschung in den Sudetenländern geblieben ist. Der Verfasser wurde in der Folgezeit Mitarbeiter am Sudetendeutschen Mundarten-Wörterbuch, dann Studienassessor an den Staatsgymnasien Neutitschein und Mährisch-Trübau. Seit November 1939 im Kriegsdienst, geriet er 1945 in Kriegsgefangenschaft, aus der er erst Weihnachten 1947 zurückkehrte: nicht in die Heimat, auch nicht in ein Lehramt (er hatte am Stichtag, dem 1. Mai 1945, noch nicht die zehnjährige Dienstzeit erreicht), sondern in die Bedrängnis kurzfristiger Gelegenheitsberufe. Er wurde schließlich Redakteur an der Sudetendeutschen Zeitung, während deren ersten Erscheinungsjahres, und erlangte 1952 die Wiederaufnahme in den Schuldienst. Er wirkt heute als Studienrat in einer Stadt am Niederrhein. Nach dem Verlust all seiner Kriegs- und Vorkriegsniederschriften trat er zunächst mit Kalender-Beiträgen in die Öffentlichkeit, unter denen erstmals die Kurzgeschichte „Der Wald kommt wieder" in weiten Leserschichten und insbesondere bei der Jugend fortzündenden Beifall fand. In der Sudetendeutschen Zeitung erschienen die meisten der 1953 zum Sammelbändchen vereinigten Gedichte „Der Kuckuck lacht aus dem Dornenstrauch": zeitkritische Verse voll sprühenden Witzes, satirischer Rasanz und so geflügelter wie geschlossener Form — lachende Wahrheiten nicht Bosheiten, farbige Kurzweil mit langem Atem. Das Jahr 1959 brachte zwei Bücher, die von Aichners gereifter Kunst und Könnerschaft des Erzählens zeugen. Noch nicht ganz schlackenfrei, bisweilen zwischen epischem Zuviel und Zuwenig schwankend, scheint der historische Roman „Die Erlösung des Peter Brachtel", eine mit dichterischem Silberstift gezeichnete Liebeshandlung vor den barocken Hintergründen der Hunger-, Raub- und Pestzeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Daneben — nicht als idyllisches Gegenüber, sondern voll gleicher Weltoffenheit, voll überlegener Konzentration der Weltweite in dichte Wirklichkeit und quellende Bildlichkeit — die Kindheitsgeschichten „Und die Welt war voller Wunder": Selbsterlebtes ohne Selbstbespiegelung und -schaustellung; Kindliches menschlich durchleuchtet, nirgendwie an die Sentimentalität des Erwachsenen appellierend; Kinderland als Morgenland eh und je, als Jedermannsland des Werdens und Seins, als unbezwingliches Vater- und Mutterland auch in unsrer Maschinen- und Massenzeit; und unbeweglichstes Vermögen der Dichtung in allem Bankrott der Seele. Möchte Aichner in seinem vorbereiteten neuen Roman wiederum und erst recht aus diesem Vermögen schöpfen!

Eine Jugendkomödie „Die Schafe des Herrn Rapunzius", desgleichen die Einakter „Der Schatz im Berge" und „Der Mann mit der Fiedel", haben sich vorerst in Laienspiel-Aufführungen bewährt. Ihr Urheber ist ein durchweg noch Wachsender, Kommender.

C.

ERNA KÜNAST, eine deutsche Lyrikerin im Norden. Politische und nationale Unduldsamkeit, Verbannung, Krieg und Volksvertreibungen haben unter den deutschen Schriftstellern und Dichtern zahllose Opfer gefordert. Stefan Zweig und Franz Werfel, Else Lasker-Schüler und Robert Musil sind nur die bekanntesten Namen. Viele andere starben auf der Flucht oder gingen in der trostlosen Einsamkeit der fremden Städte unter. Andere überlebten und wurden vergessen. Wieder andere konnten die in ihnen schlummernde Begabung nie entfalten. Die Volksvertreibungen sind das große Verbrechen dieses Jahrhunderts, das allen Betroffenen schweres Leid bringt, mit wirklich schonungsloser Grausamkeit aber trifft es die heimatvertriebenen

Dichter, die nur im lebenspendenden Raum der eigenen Sprache sich wirklich entfalten und wachsen können.

Erna Künast wurde 1912 in Schnauhübel bei Schönlinde geboren. Sie wurde Textilarbeiterin, erlebte in naturverbundener tiefer Empfindsamkeit die Schönheiten ihrer nordböhmischen Heimat und machte Anfang der Dreißigerjahre die ersten tastenden lyrischen Versuche. Nach einigen Anfangserfolgen kam das stürmische Jahr 1938. Die junge Frau sah in den Geschehnissen dieses Herbstes den Beginn einer unheilvollen Entwicklung für ihr Volk und ihre Heimat und schweren Herzens nahm sie von ihren geliebten Heimatbergen Abschied. Im Februar 1939 kam sie nach Dänemark, im Sommer desselben Jahres nach Schweden. Seit mehr als zwanzig Jahren lebt sie nun in einem jener stürmisch sich entwickelnden Vororte Stockholms und arbeitet im Unternehmen einer weltbekannten Telefongesellschaft als geschätzte Facharbeiterin, neben Kolleginnen aus anderen Nationen, die in Schweden eine neue Heimat gefunden haben.

Krieg und Vertreibung nahmen so viel, auch unserer Dichterin, deren alte Mutter erst im Vorjahre allein und verlassen auf der Insel Rügen starb. Und dennoch: Die Wahlheimat gab auch manches! Daß Leid auch bereichern kann, dafür ist gerade das neuere Schaffen Erna Künasts ein guter Beweis. Zum ursprünglichen reichen Naturempfinden gesellte sich eine ungemein starke Aufgeschlossenheit für das Erlebnis der nordischen Landschaft. In den Gedichten der Künast werden die zarten Farben der nordischen Sommernächte sichtbar, der Sommerwind spielt über schilfbewachsene Ufer und über den blauen Spiegel der See gleitet ein weißes Segel durch das Sonntagsschweigen, „und lächelt still, als wüßte es vom Glück".

Wohl kann die Wahlheimat die verlorene richtige Heimat niemals ersetzen, aber aus den zarten, oft wie mit leichter Hand ausgestreut erscheinenden Versen, spricht doch schon das tiefe Empfinden für die kühle klare Landschaft im Norden; sie ist schon ein Teil des Lebens geworden und lebt und träumt in ihnen wie einst die blauen Berge der Heimat. Doch leuchten nicht sekundenlang hinter diesen Versen der nordischen Sommernacht die unvergeßlichen Bilder des Elbetales auf?

Es ist der Norden und es ist das Land zwischen den Sudetenbergen: es ist die Fremde und die Heimat zugleich. Die Heimat der seltenen Stunden! Denn immer wieder bricht es auf und der dunkle Schatten der Trauer legt sich auf das sommerliche Land.

Die Gedichte Erna Künast's stehen im Gedichtband „Nordischer Dreiklang", der im Herbst des Vorjahres im Verlag der „Brücke", München, erschienen ist. Es wäre zu begrüßen, wenn diese Veröffentlichung und diese Preisverleihung zum Beginn eines wahrhaftigen Brückenbaues würde zwischen den Heimatvertriebenen und ihren Dichtern in der Fremde.

Martin Grill

OTFRIED PREUSSLER wurde am 20. Oktober 1923 als der älteste Sohn des weitbekannten sudetendeutschen Heimatforschers Josef Preussler in Reichenberg geboren. Hier besuchte er die Volksschule und die Oberschule bis zur Matura (Reifeprüfung) 1942; dann mußte auch er zu den Soldaten; 1944 geriet er als Leutnant und Kompanieführer in russische Gefangenschaft, aus der er erst im Juni 1949 zurückkehrte. Seitdem lebt Otfried Preussler in Schloßberg bei Rosenheim in Oberbayern; seit 1953 ist er Lehrer an der Evangelischen Volksschule in Rosenheim. Das ist das Gerippe des äußeren Lebens; aber darüber hinaus ist er ein erfolgreicher Schriftsteller geworden: Schon 1950 erhielt Preussler für sein Schauspiel „Mensch Nr. 2301" einen zweiten Preis im Wettbewerb „Junge Dramatik" des Adalbert Stiftervereins. Sein erstes Kinderbuch, der bezaubernde *„Kleine Wassermann"*, bereits bei der 3. Auflage angelangt und ins Englische, Holländische, Schwedische, Dänische und Finnische übersetzt, erhielt 1957 einen Sonderpreis im Rahmen des deutschen Jugendbuchpreises als einziges Werk eines deutschen Autors. Sein nächstes Buch *„Die kleine He-*

xe", schon in 4. Auflage vorliegend und ins Englische und Schwedische übersetzt, wurde 1958 von der Jury des Deutschen Jugendbuchpreises auf die Bestliste gewählt, desgleichen 1959 sein drittes Jugendbuch *„Bei uns in Schilda"*; es ist gleichfalls bereits ins Englische übersetzt und konnte in kürzester Zeit neu aufgelegt werden. Sein letztes Jugendbuch *„Thomas Vogelschreck"* ist wie seine Vorgänger im Stuttgarter Verlag K. Thienemann herausgekommen.

Preussler ist zur Zeit aber auch einer der am meisten gesendeten Autoren des Kinderfunks im deutschen Sprachraum. „Die vier heiligen Dreikönige", „Jockele geht Regen holen", „Die Geschichte von Johannes und Jaköble, die nach Bethlehem gingen", „Der Marterpfahl", oder „die kleine Hexe" (in 7 Teilen zu je 15 Minuten), um nur einige Beispiele zu nennen, zeugen von seiner Beliebtheit und Begabung. Eines seiner Kinderfunkspiele „Die Geschichte vom Riesen Gottes" ist innerhalb der letzten drei Jahre allein zehn Mal gesendet worden.

Preussler hat sich mit seinen Kinderbüchern überraschend schnell im ganzen deutschen Sprachgebiet, aber (wie die Übersetzungen zeigen) auch im Ausland durchsetzen können. Und wie überzeugend klingt das Echo der Presse-Stimmen, auch der bekanntesten Zeitungen und Zeitschriften, im ganzen Umkreis. Es ist hier nicht der Raum, auf Preussler's sonstige literarische Arbeiten einzugehen wie seine sudetendeutschen Hörbilder für den bayerischen Rundfunk oder seine zahlreichen Beiträge zu bedeutsamen Sammelwerken u. a. Es soll abschließend nur wenigstens aus einer Buchbesprechung in der „Süddeutschen Zeitung" (1. 12. 1957) Helmut von Cube zitiert werden:

„ . . . die Bezeichnung Dichter für den . . . Märchenerzähler Preussler ist nicht zufällig gewählt; denn wie er die Erlebnisse und Streiche des Wassermannbuben im Mühlenteiche schildert und das Leben der jungen Hexe, die durch ihre herzensguten Hexereien erst ins Unglück kommt und schließlich über alle anderen Hexen triumphiert, — — das ist nichts anderes als Poesie, und zwar eine Poesie, die sich durch ihre Phrasenlosigkeit, ihren Humor und durch ihren Reichtum an natürlich-übernatürlichen Einfällen für Kinder prädestiniert . . . Im Ganzen: Das Gegenteil der üblichen Zwergen-, Elfen- und Märchentanten-Romantik, nämlich ein heutiger Griff in die ewige Kinderzeit des Menschen."

Auch die vorzeitige Zerreißung der alten Heimatbindung und die Verpflanzung in eine ganz neue Welt hat bei Otfried Preussler nichts von dem heimlichen Erbe zerstört, das ihm das Kindheits- und Jugenderlebnis in den märchenschweren Wäldern des heimatlichen Iser- und Riesengebirges in sein Herz gelegt hat.

August Kurt Lassmann

DR. KURT OBERDORFFER EIN SECHZIGER

In manchen westdeutschen Gemeinden wird die Kulturpflege nur zu den subsidiär wahrzunehmenden Aufgaben gezählt. In den sudetendeutschen Gemeinden dagegen wurde die kommunale Kulturpflege ganz groß geschrieben. Das hatte seinen Grund auch darin, daß Behauptung auf kulturellem Gebiet zum Teil gleichbedeutend war mit der Behauptung der nationalen Existenz überhaupt.

Wenn man sich vor Augen hält, daß im Sudetenland neben den großen Theatern in Prag und Brünn in etwa zehn Städten mit sehr bescheidenen staatlichen Zuschüssen recht gute ständige Theater, teilweise sogar mit drei Spielgattungen unterhalten wurden, dann wird die Behauptung auch für Nichtkenner der damaligen Verhältnisse glaubhaft, daß von den sudetendeutschen Gemeinden für die Kulturpflege sehr viel getan wurde.

Gemeindebüchereien waren bis in die kleinen Dörfer verstreut und wurden in den größeren Städten von ausgebildeten Bibliothekaren geleitet.

Mehr als ein halbes Dutzend dieser, doch höchstens als Mittelstädte zu bezeichnenden Gemeinden hatte hauptamtliche und akademisch vorgebildete Archivare und Museumsleiter.

Dr. Kurt Oberdorffer war einer von diesen. Von 1924 bis 1938 betreute er das Stadt-

archiv und das Stadtmuseum in Brüx. Dadurch war er Repräsentant des Kulturwillens der sudetendeutschen Gemeinden. Zahlreiche Veröffentlichungen zeigten von seiner Erschließungsarbeit im Brüxer Archiv. Er hat die kunsthistorische Abteilung des Museums neu geordnet. Es gelang ihm die wertvolle Bildersammlung des aus Brüx stammenden Konservators des königlichen Museums in Budapest, Konstantin Beer, nach Brüx zu bringen, um nur einiges aus dieser seiner Tätigkeit zu erwähnen.

Aber die Arbeit im Brüxer Archiv und Museum war ihm nicht Selbstzweck, in ihr erachtete er seine Aufgabe nicht als erfüllt, sie war ihm nur Ausgangspunkt für die Erreichung weitreichenderer Ziele. Mit dem Blick auf die kulturelle Gesamtsituation der sudetendeutschen Volksgruppe verwaltete er sein Amt. Mit anderen Gleichgesinnten veranstaltete er im Museum und in anderen Räumen des Stadthauses Ausstellungen von Bildhauern und Malern der Gothik, der Renaissance und des Barocks aus dem sudetendeutschen Sprachraum; Maler wie den Meister I. W. und den Barockbildhauer Brokhof entriß er dadurch der Vergessenheit.

Aber auch zeitgenössische sudetendeutsche Maler und Bildhauer brachte er in mehreren Ausstellungen interessierten Bevölkerungskreisen nahe; und der Kreis derer, die sich dafür interessierten, wuchs von Ausstellung zu Ausstellung. Er förderte dadurch aber auch den Verkauf dieser Kunstwerke, was in den damaligen Krisenzeiten für die ausstellenden Künstler viel bedeutete.

Auf seine Initiative war die Einstellung des Kunsthistorikers Dr. Opitz und des Prähistorikers Dr. Preidl zurückzuführen, die dadurch in die Lage versetzt wurden, von Brüx aus ihre Arbeiten, die sich auf ganz Nordwestböhmen erstreckten, auszuführen. Im Sudetenland bestand kein Zweckverbandsgesetz. Trotzdem brachte es Oberdorffer zustande, daß sich sechs nordwestböhmische deutsche Städte zur gemeinschaftlichen Anstellung dieser Fachkräfte zusammenschlossen. Rechtsgrundlage war zwar keine dafür vorhanden, auch wenig Geld, aber es funktionierte trotzdem.

Nach der Eingliederung des Sudetenlandes in das Reich wurde Oberdorffer zum Leiter der Kulturabteilung der Gauselbstverwaltung in Reichenberg berufen. Die Gauselbstverwaltung, die wohl besser Landesselbstverwaltung geheißen hätte, war eine Einrichtung des Reichsgaues, nicht des Parteigaues, und übte viele Funktionen der ehemaligen autonomen Verwaltung der Länder Böhmen, Mähren und Schlesien aus, jedoch gerade auf kulturellem Gebiet in noch viel größerem Umfange. Die 119 Museen, etwa 60 Archive, die ständigen Theater, die mehr als 2000 Volks- und Gemeindebüchereien und zahlreiche Musik- und Fachschulen wurden durch die Gauselbstverwaltung teils unterhalten, teils gefördert. Die Bauhütte, eine Anstalt zur Durchführung von Planungsarbeiten, das Heimwerk, eine Einrichtung zur Pflege des Handwerks, wurden von ihr betreut. Eine Anstalt für Forschungsarbeiten auf verschiedenen Gebieten wurde errichtet und auf Schloß Kukus die Graf Spork'sche Stiftung für Kunstpflege gegründet. Die kultur- und wissenschaftspflegerische Tätigkeit entsprach der Neigung und Begabung Dr. Oberdorffers, dessen Persönlichkeit sich in dieser Funktion voll entfalten konnte.

Durch den totalen Krieg wurde seine Tätigkeit eingeschränkt und fand durch den Zusammenbruch ein gewaltsames Ende.

Seit 1953 ist Dr. Oberdorffer Archivar und Museumsleiter der aufstrebenden Industrie-Großstadt Ludwigshafen in der Pfalz, welche Landschaft vielfache Beziehungen zu Böhmen aufweist.

Trotz seiner vielseitigen dienstlichen Inanspruchnahme ist Kurt Oberdorffer immer der gütige und hilfsbereite Mensch geblieben. Alle die mit ihm zusammengearbeitet haben werden dies bezeugen. In seiner Brüxer Zeit von 1924 bis 1938 bin ich mit ihm als Beamter der Stadt Brüx den gleichen Weg gegangen. Ich kannte Kurt Oberdorffer wie kaum jemand, war ich doch mit ihm während der Sudetenkrise im Jahre 1938 als Geisel eingesperrt gewesen. In solchen Situationen lernt man die Menschen besser kennen als sonst, weil alle Tünche der Zivilisation und Konvention abfällt. Nicht nur hilfs-

bereit und gütig ist Kurt Oberdorffer immer gewesen, sondern auch ein Mensch edler Gesinnung und von einer heute so selten gewordenen wirklich profunden Allgemeinbildung. Alle seine Freunde und Bekannten wünschen ihm zu seinem 60. Geburtstag Gesundheit, Glück und Erfolg.

Dr. Julius von Schreitter

DAS SUDETENDEUTSCHE ARCHIV IN MÜNCHEN

besteht seit 1956. Den ursprünglichen Intentionen seiner Gründer nach war es allerdings damals schon mehr als der Begriff „Archiv" im strengeren Sinne auszusagen vermag: nämlich eine zentrale Sammelstelle für all das, was es an schriftlich niedergelegtem Wissen über unsere sudetendeutsche Heimat, den Menschen dieses Raumes, kulturellen und volkskundlichen Äußerungen usw. vor dem drohenden Verlust als Folge der Vertreibung zu retten galt.

Als 1955 die „Wissenschaftliche Kommission für die Dokumentation der Vertreibung" daran ging, Unterlagen über das sudetendeutsche Vertreibungsschicksal zu sammeln, wurde das Sudetendeutsche Archiv Wirklichkeit. Bereits lange vordem hatten sich verschiedene wissenschaftlich und kulturell interessierte Kreise mit dem Gedanken beschäftigt, etwas Ähnliches zu schaffen. Infolge technischer Schwierigkeiten blieb es jedoch nur bei Plänen. Aus den Anfängen einer Sammlung von Unterlagen über das sudetendeutsche Vertreibungsschicksal erwuchs in der Thierschstraße in München das, was dem Sudetendeutschtum innerhalb weniger Jahre zu einem festen Begriff geworden ist: das Sudetendeutsche Archiv.

Welche Aufgaben hat nun unsere zentrale Sammelstelle? Als echte Archivaufgabe zunächst einmal die Sammlung von Archivmaterialien der sudetendeutschen Volksgruppe und ihrer Organisationen nach der Vertreibung. Diese Aufgabe mag in der Gegenwart zunächst nicht so aktuell erscheinen, leben doch noch sehr viele Augenzeugen, die die verbandspolitische Entwicklung der Sudetendeutschen Landsmannschaft aus ihren ersten Anfängen heraus aktiv miterlebt haben. Aber ein Archiv ist ja nicht nur für die Gegenwart da, sondern für die Zukunft, um in der Zukunft Vergangenes wieder lebendig werden zu lassen. Viele Nachlässe konnten bereits durch Bemühungen des Sudetendeutschen Archivs und durch Vermittlung vieler Landsleute vor dem drohenden Schicksal des Altpapiers bewahrt werden. In langen Reihen sind diese Dokumente und Archivalien der sudetendeutschen Entwicklung aufbewahrt und peinlich registriert und katalogisiert.

Ein zweites Aufgabengebiet, im wesentlichen bereits abgeschlossen, ist die Sammlung von persönlichen Erlebnisberichten über die Vertreibung aus der Heimat. Weit über 1000 Erlebnisberichte konnte allein das Sudetendeutsche Archiv für den IV. Band der „Dokumentation der Vertreibung", herausgegeben von der Wissenschaftlichen Kommission für die Dokumentation der Vertreibung, zur Verfügung stellen. Aber immer noch erhält das Sudetendeutsche Archiv weitere Berichte von Einzelschicksalen, die zwar nicht mehr für eine Veröffentlichung berücksichtigt werden können, aber als bleibende Dokumente von großem geschichtlichen Wert sorgfältig verwahrt werden.

Im Auftrage des Bundesarchivs, Koblenz, bearbeitet das Sudetendeutsche Archiv seit 1957 eine großangelegte Dokumentation über das Schicksal der sudetendeutschen Volksgruppe 1918—1945. Auch für diese Sammlung, die sich im wesentlichen auf die Erlebnisberichte der in dieser Zeit im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben an führender Stelle tätig Gewesenen stützt und durch Befragungen ergänzt wird, konnte das Sudetendeutsche Archiv bereits fast 800 wertvolle Berichte sammeln. Nun bereitet auch das Sudetendeutsche Archiv eine Wirtschaftsdokumentation über die Entwicklung der Wirtschaft in den Sudetenländern 1939—1945 vor, wobei die vorhandenen exakten statistischen Angaben durch gutachtliche Äußerungen maßgeblicher Wirtschaftsexperten aus den einzelnen Zweigen komplettiert werden sollen.

Schon kurz, nachdem das Sudetendeutsche Archiv ins Leben gerufen wurde, hat es sich

auch um eine engere Verbindung und Zusammenarbeit mit den zahlreichen Heimatarchiven, Heimatmuseen bemüht, die bei den einzelnen Patenstädten entstanden sind. Es gehört nicht zu den Aufgaben des Sudetendeutschen Archivs, das gesamte schriftlich niedergelegte Wissen über die sudetendeutsche Heimat an einer Stelle zu sammeln. Die Heimatarchive und Heimatmuseen haben in ihrem regionalen Wirkungsbereich eine echte und verantwortungsvolle Aufgabe, die ihnen vom Sudetendeutschen Archiv als der zentralen Stelle nicht abgenommen werden kann und darf. Das Sudetendeutsche Archiv bemüht sich jedoch, im Laufe der Zeit einen Quellennachweis darüber zu gewinnen, was in den einzelnen Heimatmuseen und -Archiven vorhanden ist, um bei allfälligen Anfragen Hinweise über vorhandene Materialien geben zu können.

Eine ähnliche Funktion hat auch die zentrale Quellennachweiskartei über das Schrifttum aus den Sudetenländern, die beim Sudetendeutschen Archiv in München besteht und heute bereits in der Lage ist, über 100 000 Titel nachzuweisen; in den meisten Fällen sind auch Angaben, unter welcher Signatur und in welcher Bibliothek sich die oftmals sehr seltenen Quellenwerke in der Bundesrepublik oder in Österreich befinden, vorhanden. Der zentrale Quellennachweis ist in der Form einer dreifachen Kreuzkartei angelegt und enthält ein Autorenregister und ein regionales Register, das über die einzelnen Werke, nach Landschaften aufgeschlüsselt, den nach Literatur Suchenden wertvolle Hilfe bietet.

Ein Archiv darf aber nicht nur in die Vergangenheit schauen. Besonders das Sudetendeutsche Archiv hat eine zweifache Funktion: der Blick nach rückwärts mit dem Ziel der Bewahrung und der Blick nach vorne mit dem Ziele, einmal ein wertvolles Hilfsinstrument für den sudetendeutschen Rechtskampf zu sein. Diesem Zweck dient ein umfassendes Pressearchiv, das über 80 000 Ausschnitte bereits aufweist und ständig weiterwächst. Regelmäßig wird die Weltpresse beobachtet und werden bemerkens- und lesenswerte Artikel gesammelt.

Einen breiten Raum nimmt die Beobachtung der Entwicklung in unserer Heimat ein. Rund 70 Zeitungen und Zeitschriften aus der ČSR werden sorgfältig gelesen und die Entwicklungslinien aufmerksam verfolgt. Besondere Sorge gilt dabei der laufenden Beobachtung des Schicksals unserer 160 000 noch in der ČSR lebenden Landsleute, deren nationales Schicksal sehr bedroht ist. Daß die Presse des Exils aus der ČSR gelesen wird, versteht sich von selbst.

All diese Sammlungen und Aufgaben können jedoch nicht Selbstzweck sein. Sie geschehen nicht um des Sammelns willen, sondern, um der wissenschaftlichen Forschung brauchbare und exakte Unterlagen zu liefern. Seit einigen Jahren arbeitet das Sudetendeutsche Archiv auch räumlich in engster Gemeinschaft mit dem Collegium Carolinum und der Forschungsstelle für die böhmischen Länder, die dem Collegium Carolinum angeschlossen ist. Dadurch ist es auch möglich, daß die sehr umfassenden Sammlungen von wissenschaftlichen Grundlagen materiell über die Gegenwartsforschung sowie über die Forschung der jüngsten Vergangenheit auch wissenschaftlich verwertet werden und in zahlreichen Publikationen ihren Niederschlag finden. Gemeinsam mit dem Collegium Carolinum und der Historischen Kommission für die Sudetenländer unterhält das Sudetendeutsche Archiv eine der bedeutendsten Fachbibliotheken der Bundesrepublik über den böhmisch-mährischen Raum. Die Bibliothek umfaßt heute bereits über 12 000 Bände und wächst ständig weiter, sodaß die Raumfrage zu einem brennenden Problem geworden ist. Zahlreiche Schenkungen und Stiftungen aus privater und öffentlicher Hand und viele Leihgaben haben die Bibliothek sehr rasch anwachsen lassen. Besondere Sammelgebiete der Bibliothek sind:

1. *die sudetendeutsche Geschichte 1918—39*
2. *die Veröffentlichungen des tschechoslowakischen Exils während der Zeit des Zweiten Weltkrieges.*

Besonders über das letztere Sammelgebiet hat die Bibliothek so viele seltene Werke aufzuweisen, daß sie von wissenschaftlich Interessierten aus ganz Europa in Anspruch genom-

men wird. An größeren, seltenen Sammelreihen sind u. a. vorhanden:

eine vollständige Ausgabe der Gesetze und Verordnungen Böhmens, Mährens und Schlesiens von 1819—1918;

die Sammlung der Gesetze und Verordnungen der Tschechoslowakischen Republik 1918 bis zur Gegenwart;

die Protokolle des Österreichischen Reichsrates und Herrenhauses;

die Druckesachen und Protokolle der tschechoslowakischen Nationalversammlung;

eine vollständige Sammlung der „Wiener Zeitung", (offizielles Regierungsorgan der Österreichisch-ungar. Monarchie) vom Jahre 1859 bis 1920.

Es ist geplant, einen Katalog über die Bestände der Bibliothek herauszubringen, doch werden diese Arbeiten voraussichtlich noch Jahre in Anspruch nehmen.

Publizistisch ist das Sudetendeutsche Archiv bereits seit einigen Jahren sehr rege. In 3 Folgen ist eine bibliographische Sammlung von „Dissertationen zur Problematik des böhmisch-mährischen Raumes" erschienen. In der „Heimatkundlichen Reihe" sind zwei Folgen veröffentlicht worden. Über die Kirchen des Sudetenlandes sind in 7 Folgen die von Dr. Oswald Günther gesammelten topographischen Unterlagen publiziert worden.

Um auch die deutsche Öffentlichkeit über die Gegenwarts-ČSR zu informieren, ist eine „Reihe zur Gegenwartskunde der Tschechoslowakei" angelaufen, deren 1. Band sich mit einer kurzen Landeskunde der ČSR beschäftigt.

Vom Sudetendeutschen Archiv wird auch das „Sudeten Bulletin", eine englischsprachige Monatsschrift in 5000 Exemplaren herausgegeben, die an führende Politiker und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, vor allem in USA, Großbritannien und der anderen angelsächsischen Welt versandt wird. Das publizistische Ziel des „Sudeten Bulletin" ist, über die Sudetenfrage im Zusammenhang der größeren mitteleuropäischen Fragen die Weltöffentlichkeit zu informieren und aufzuklären.

Im vergangenen Jahr hat das Sudetendeutsche Archiv auch eine Aufklärungsbroschüre in 4 Sprachen herausgebracht, die mit graphischer und bildtechnischer Unterstützung in wenigen Worten die Hauptprobleme der Sudetendeutschen in Vergangenheit und Gegenwart aufzeigt. Schon nach kurzer Zeit war diese Veröffentlichung vergriffen, so daß gegenwärtig eine verbesserte 2. Auflage vorbereitet wird.

Im Laufe der Zeit hat es sich immer deutlicher gezeigt, daß die Sammlung von schriftlichen Unterlagen nicht genügt und daß eine zentrale Sammelstelle nicht ohne Sudetendeutsche Bildstelle existieren kann. So wurde vor einiger Zeit beim Sudetendeutschen Archiv auch eine Sudetendeutsche Bildstelle ins Leben gerufen

DIE SUDETENDEUTSCHE BILDSTELLE IN MÜNCHEN

Nicht nur für die wissenschaftliche Forschung gewinnt das Bilddokument, besonders der jüngsten Geschichte, eine stets wachsende Bedeutung. Auch für die Aufklärung der Weltöffentlichkeit und nicht zuletzt für die kulturellen Bedürfnisse der Heimatvertriebenen ist die Unterstützung durch den unmittelbaren Aussagewert des Bildes unumgänglich geworden. Die Sudetendeutsche Bildstelle in München hat daher mit einer zentralen Erfassung der sudetendeutschen Bilddokumente begonnen und will innerhalb weniger Jahre zu retten und zu bewahren versuchen, was an Bilddokumenten über den Sudetenraum, die Menschen, die Wirtschaft, die Kultur- und Kunstdenkmäler und die volkskundlichen Lebensäußerungen noch zu retten ist. Obzwar die Sudetendeutsche Bildstelle bisher über 3000 Bilder sammeln konnte und über einen Grundstock von über 2000 Drucken verfügt, ist dies natürlich nur ein Bruchteil dessen, was durch eine konzentrische und umfassende Sicherstellung von Bilddokumenten erreicht werden muß. Bereits mehr als 350 sudetendeutsche Gemeinden sind nach 1945 von der Bildfläche verschwunden, sind verfallen

oder militärischen Erwägungen zum Opfer gefallen. Nur wenige Bild-Dokumente sind von diesen Ortschaften vorhanden. Viele sind aber noch in Privatbesitz und mit dem Absterben ihrer Besitzer gefährdet. Die zahlreichen Anforderungen, die bisher bereits an die Sudetendeutsche Bildstelle mit der Bitte um Zurverfügungstellung von Bildunterlagen für Ausstellungen und für ostkundliche Betrebungen herangetragen worden sind, konnten bisher noch nicht so erfüllt werden, wie es die Sudetendeutsche Bildstelle möchte. Es besteht aber begründete Aussicht, daß auch für die kulturellen Bedürfnisse der Vertriebenen schon in naher Zukunft Abhilfe geschaffen werden kann. Der Ausbau einer Bildstelle jedoch, die für das gesamte Sudetendeutschtum da sein möchte, ist eine Aufgabe, an der jeder einzelne mithelfen sollte.

Dr. Heinrich Kuhn

THE SUDETEN GERMAN ARCHIVES in Munich have been in existence since 1956. They are the central depot of all written records that could be saved, records dealing with our Sudetenland, her people, culture, and folklore. Many bequests, many personal reports could be salvaged (more than a thousand of the latter making up the 4th volume of "Documents of Expulsion"). Besides, work is making headway on the documentation of Sudeten German history between 1918 and 1945, and of Sudeten German economic history. The Archives also try to ascertain what material is extant in the various museums and archives of the country. A card-register is being compiled of all Sudeten German literary work, now already containing more than 100.000 items; a Press Register contains more than 80.000 cuttings now, more than 70 Czechoslovak papers and the press of the Exiled Groups are regularly read and worked up. Together with the Collegium Carolinum and the Historic Commission for the Sudetenlands the Archives own one of the most important special libraries in the Federal Republic, containing more than 12.000 volumes, its users are in all parts of Europe. The Sudeten German Archives publish several series: one brings out dissertations dealing with problems of Bohemia and Moravia; in the Folklore Series two sequels have come out, seven sequels treat our churches, one series deals with present-day happenings in the ČSR. The SUDETEN BULLETIN is monthly published in English. An enlightening pamphlet on the principal problems of our native lands will shortly come out in its second edition. The Sudeten German Pictorial Archives were created only recently; they now contain more than 3000 pictures and 2000 prints; at present they are striving, above all, to get pictures of the more than 350 Sudeten German communities that have disappeared from the map since 1945.

BESPRECHUNGEN

August Scholtis:

EIN HERR AUS BOLATITZ

Lebenserinnerungen (Paul List Verlag, München, 1959. Gln., 459 S., DM 18.80.)

August Scholtis, der 1901 im Hultschiner Ländchen geborene Erzähler, gehört seit seinem ersten Roman „Ostwind" (1932), dem zahlreiche weitere Romane, Novellen und Geschichten von einprägsamer Eigenart folgten, zu den bedeutsamsten Autoren des deutschen Ostens. Im Oktober 1959 wurde ihm der „Ostdeutsche Schrifttumspreis" (in der Höhe von DM 3000.—) den die Eßlinger Künstlergilde satzungsgemäß verleiht, für sein bei Paul List in München erschienenes Buch „Ein Herr aus Bolatitz" zuerkannt, worin Scholtis seine Lebenserinnerungen, darüber hinaus aber einen Querschnitt durch die im Westen weitgehend unbekannten Voraussetzungen seiner Heimatwelt gibt, die sein vielfach eigenwilligse, zugleich aber faszinierendes Buch zu allgemeiner Bedeutung erheben. Gleich zu Beginn finden wir folgende Stelle:

„... Machen wir ein Kreuz darüber, horizontal etwa von Aachen mit seiner Kaiserpracht über Prag mit dem Hradschin bis zur Königsburg in Krakau, vertikal hingegen von Königsberg im östlichen Preußen bis Wien. Im Schnittpunkt dieses Kreuzes hat mich das Schicksal als preußischen Mähren und römisch-katholisch getauften Christen ans Licht dieser Welt gebracht. Es war in einem toten schlesischen Winkel an der südlichsten Grenze Preußens gegen das alte Österreich. Von murrenden Polen und Tschechen flankiert, denen Karolinger, Sachsenkaiser, Frankenkaiser, Hohenstaufen und Habsburger eine gottgewollte Ordnung beibrachten. Nach ihnen zogen die Hohenzollern vor kaum 200 Jahren hier eine willkürliche Grenze. 500 Jahre nach der heiligen Hedwig, die mit dem deutschen Christentum in Schlesien begann, wie es Jahrhunderte zuvor zwei Slawenapostel, Methodius und Cyrillus, versuchten und fast genau bis zu dem Schnittpunkt vordrangen, der mich gebar. Also hatte Schlesien schon eine alte Geschichte, bevor es der Preußenkönig Friedrich durch drei Kriege Österreich entriß. Längst kündeten zwei deutsche Dichterschulen von deutscher Kultur dieses Landes; ein letzter gerühmter deutscher Poet dieser Schule war Johann Christian Günther aus Striegau und er moderte längst nach wüstem Lebenswandel, als Friedrich den Stiefel auf seine Heimat setzte ...".

Abweichend von dem unbekümmerten Stil, in dem dieses lebensvolle Buch ansonsten meist geschrieben ist, gibt Scholtis hier einen kulturhistorischen Abriß, der manches hervorhebt, das heute von allzuvielen gerne vergessen wird. Einige Seiten später heißt es:

„... Der Zwiebelturm meiner Heimatkirche beherrscht als höchster Punkt im weiten Umkreis die Landschaft historischer Piastenherzogtümer von Teschen, Oderberg, Ratibor, Troppau und Jägerndorf. Von hohen Beskidengipfeln der Lysa Hora in 40 km Entfernung und von den Altvaterhöhen der Sudetenberge aus ist dieser Zwiebelturm bei klarem Wetter zu sehen: wachend über dem gesegneten Oppatal, den bewegten Hügelwellen des Mährischen Gesenkes, der historischen Mährischen Pforte, dem strategischen Jablunka-Paß mit unentwirrbar durcheinander wohnenden deutschen, mährischen, polnischen Menschen.

Das wäre genau jener latifundiale Mittelpunkt des Geschlechts *„derer von Eichendorff, wo sie 400 Jahre wirtschafteten, um in unseren Tagen aussterbend zu verlöschen. Der Vater Adolf des letzten Ritters der deutschen Romantik, Joseph von Eichendorff, wurde in Schloß Krawarn geboren, etwa 3 km Luftlinie von Bolatitz. Und kaum eine halbe Stunde weiter in österreichischer Richtung liegt Komorau, wo Johann Nestroys Vater herkam ... Im Durcheinander staatlicher und Volkstumsgrenzen wanderte ein mehrfach getuppeltes Sprachelement über die Jahrhunderte ... Der deutsche Anteil war*

summa summarum vielleicht der überwiegendste, wenn wir das österreichische Oderquellgebiet, die Altvatergegend und die preußische Niederung um die Stadt Neisse als Gemeinsamkeit betrachten wollen ..."

Wieder einige Seiten später ergänzen sich diese Gedanken:

„*... Ich für meine Wenigkeit möchte gestehen, welch imponierenden Eindruck mir diese fremden, kaiserlich Wiener Uniformen machten, wenn ich mit Großvater Tomaschek über die Staatsgrenze wechselte. Etwa in einer der unzähligen Prozessionen, mit wallenden Kirchenfahnen bei dröhnender Blechmusik ... hinauf nach Hrabin, zu Ehren des wundertätigen Muttergottesbildes ... Von allen Seiten strebten Prozessionen hinauf, aus Polen, Mähren, Preußen, aus dem deutschen Altvaterland und dem deutschen Oderquellgebiet, im Glaubensbekenntnis einer alles bindenden christlichen Überlieferung und Kirchenkultur. Und von diesen Anhöhen des Mährischen Gesenkes aus entfaltete sich das Bild meiner Seele nun umgekehrt: ins Tal und die Ebene der Dorfheimat hinunter, die sich nordwärts verlor, mit unabreißbaren Wäldern einer preußischen Nebelhaftigkeit, von der meine Seele weniger oder gar nichts aufzeichnete, weil sie kein Panorama darbot wie hier die Donaumonarchie ...*"

Und nochmals etwas später spricht Scholtis von dem gleichfalls österreichischen Sedlnitz, wohin sich Eichendorff „*als seinem erklärten Lieblingsort auf Erden*" zurückgezogen hatte, als „*preußische Ministerialräte*" ihn „*zu einer unfreiwilligen Pensionierung*" zwangen, ihn, den alten Aristokraten, der sich „*zeitlebens als Glied des Heiligen Römischen Reiches fühlte, dessen Krone der Wiener Kaiser in seinen Tagen niedergelegt hatte*". Und dann schließt er diesen Teil seiner historischen Heimatbetrachtung mit dem Satz:

„*... Durch eine schlimme Politik des Preußenkönigs Friedrich bei drei schlesischen Kriegen zog man eine ziemlich unsinnige Grenze mitten durch Schlesien ...*"

In einer Zeit, in der ungezählten Deutschen das Bewußtsein für die uralte Geschichte Schlesiens verloren gegangen ist, einer Geschichte, die keineswegs erst 1740 begonnen hat und deren neue Grenzen darum auch niemals die nicht-preußischen Schlesier aus dem Gesamtbegriff Schlesien ausschließen konnten, in einer solchen Zeit wird man tief davon angerührt, wenn ein so fest in seiner preußischen Heimaterde wurzelnder Künstler wie Scholtis sich das offene und liebevolle Herz für das österreichisch gebliebene schlesische Land vor den Toren seines Heimatdorfes bewahrt hat.

Zu dem Buch ist auch sonst Vieles zu sagen: hier dienen Memoiren einmal nicht zur Rechtfertigung mißglückter militärischer oder politischer Leistungen; hier ist auch nicht versucht, ein Künstlerleben in wohldosierter Auswahl in einer Gloriole der Verklärung erscheinen zu lassen. August Scholtis schildert den für binnendeutsche Menschen fast unheimlichen Winkel seiner Herkunft in einer mitreißenden Mischung von schonungsloser, oft barbarischer Roheit mit immer wieder durchbrechendem wirklich dichterischem Ausdruck. Die Welt seines Heimatdorfes, seiner Mitmenschen erhält unvergeßbare Realität; man kann alle diese bäuerlichen Gestalten geradezu greifen. Darüber hinaus gibt das Buch eine nicht minder lebendige Verwirklichung der großen politischen Zusammenhänge dieses Jahrhunderts — beginnend von den frühen Eindrücken im Schlosse des letzten Londoner kaiserlich deutschen Botschafters Fürst Lichnowsky, (der selbst eine tragische Gestalt war), über die oberschlesischen Volksabstimmungs- und später die Hitlerjahre, bis in unsere Nachkriegsgegenwart. Erschütternd wird einem in all den großen Zusammenhängen das persönliche Schicksal des Autors bewußt, der um alles das, was den geborenen Deutschen mit normal abgeschlossenem Bildungsgang selbstverständlich ist, ein Leben lang bitter ringen mußte. Gerade wir Sudetendeutschen aus dem benachbarten sudetenschlesischen Grenzgebiet hatten ja oft genug kopfschüttelnd erlebt und nicht verstanden, warum man dem doch zweifellos national so gemischten Oberschlesien eine Volksabstimmung eingeräumt hatte, die man uns geschlossen siedelnden Deutschen rundweg verweigerte. Scholtis' Erinnerungsbuch gibt aber gerade dem, der dem „Hultschiner

Land" einst so nahe gewohnt hat, vielfache Erkenntnisse, die bisher unerkannt geblieben waren. Ein Bedauern bleibt darüber, daß Scholtis — bei seinen Besuchen in den inzwischen tschechoslowakisch gewordenen böhmischen Ländern — offenbar keine rechte Berührung mit dem dort bodenständigen Deutschtum gehabt haben kann, sondern seine Beobachtungen wohl durch die politische Brille der uns feindlich Gesinnten gemacht hat, — sonst wären einige seiner Urteile über die seelische Situation des Sudetdeneutschtums wohl anders ausgefallen: noch hatten wir die Tragödie von 1866 nicht überwunden, die unseren Jahrtausendzusammenhang mit dem alten römisch-deutschen Reich zerriß, da wurde uns — wiederum ohne eigene Willensäußerung — auch die österreichische Heimat genommen. Kein Außenstehender kann ernstlich beurteilen, was dieses böse Spiel mit Völkerschicksalen in den betroffenen Menschen alles zerstören mußte.

Dieses im höchsten Sinn eigenartige Buch kann in ein paar wertenden Zeilen aber gar nicht umrissen werden; auch der, dessen Widerspruch gelegentlich ausgelöst werden sollte, wird es nicht aus der Hand geben, ehe der ganze reiche Strom an Begebnissen, Beobachtungen und Menschengestalten an ihm vorbeigerauscht ist. Es ist ein ungewöhnlich starkes Buch und mehr als viele andere geeignet, Schicksale und Probleme des deutschen Ostens zu erkennen, weil sie sich hier mit der Unmittelbarkeit einer schöpferischen Epikernatur aussprechen.

DR. AUGUST KURT LASSMANN

Fritz Weber:

DAS ENDE DER ALTEN ARMEE

(Verlag „Das Berglandbuch" Salzburg/Stuttgart, mit 32 Fotoabbildungen, 400 S., Lw. ghd., DM 14.80.)

„Das Buch vom Ende der alten Armee will kein ‚Kriegsbuch' sein", sagt der Autor selbst zum Schluß seines Vorwortes, „es ist nur Zeugnis, es ist Mahnung und Gedenken."
Fritz Weber hat als junger Artillerieoffizier den Italienfeldzug im ersten Weltkrieg von Anfang bis zum bitteren Ende miterlebt und schildert dies Erlebnis in der Sprache des deutsch-österreichischen Soldaten. Die Abwehr des ersten Ansturms der Italiener durch die Festungswerke in den „Sieben Gemeinden", den anschließenden Stellungskrieg, die Gipfelsprengungen am Mte. Cimone und Pasubio, den furchtbaren Lawinenwinter 1916/17, die elfte Isonzoschlacht, den Durchbruch bei Flitsch-Tolmein im Herbst 1917, Vormarsch und Piaveübergang, das alles weckt in den Teilnehmern an jenem Feldzug — und es waren viele sudetendeutsche Regimenter daran beteiligt — schmerzliche Erinnerungen, aber doch schon verklärt durch den Ablauf der Zeit. Auch die vielen alt-österreichischen militärischen Fachausdrücke — im zweiten Weltkrieg nicht mehr gebraucht und vielleicht auch für die heutige Generation nicht immer verständlich — sind für diese alten Veteranen Erinnerung und wohl darüber hinaus ein Wiedererleben, das Wiedererleben eines Geschehens von weltgeschichtlicher Bedeutung. Und hier liegt wohl, was Weber in seinem Vorwort mit den Worten „Zeugnis, Mahnung und Gedenken" verstanden wissen will: daß diese Vielvölkerarmee der Donaumonarchie das Sinnbild eines Gedankens war, den wir heute im wahrsten Sinne europäisch nennen sollten; daß diese Vielvölkerarmee trotz allem, was an unsäglichen Entbehrungen, blutigsten Kämpfen gegen Feind und unbarmherzige Naturgewalten über sie hereingebrochen war, im wesentlichen bis zum Ende zusammenhielt und zu dem gemeinsamen Vaterland stand. Dies wird besonders in der Schilderung der letzten Kriegsmonate, der letzten Kämpfe und auch des Rückzuges nach der Auflösung im Oktober 1918 deutlich, eine Schilderung, wie sie — frei von allen Superlativen — treffsicherer kaum geschrieben sein könnte.

Der sudetendeutsche Leser mag es vielleicht bedauern, daß zu selten unserer sudetendeutschen Regimenter gedacht ist, die am Isonzo, an der Piave und am Monte Grappa und Pertica verblutet sind, das Bedauern müßte allerdings dahin zielen, daß Fritz Weber zu selten mit diesen Truppen zusammengekommen ist, denn seine Schilderung ist offensicht-

lich in allem wahrheitsgetreu und er würde die 73er aus dem Egerland ebenso genannt haben, wenn er mit ihnen, statt mit einem kroatischen Regiment, über die Piave gestürmt wäre. Es steht hier eben Regiment für Regiment, Berg für Berg in diesem Endkampf, dem großen und doch unbeachtet gebliebenen Ringen der alten Armee.

Alles in allem ein Buch, das manchem die Augen öffnen könnte, der immer noch vom österreichischen Soldaten des ersten Weltkrieges geringschätzig als dem Kameraden „Schnürschuh" zu sprechen gewohnt ist.

DR. HEINRICH VOGL

TSCHECHISCHE ERZÄHLER

Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Rolf Ulbrich. (Sammlung Dieterich, Band 197, Carl Schünemann Verlag Bremen, 443 S., Gln., DM 14.80.)

Das an sich begrüßenswerte Vorhaben, mit der tschechischen Prosa und dem nationalen Wesen, das sie verkörpert, das deutsche Leserpublikum vertrauter zu machen, als das bisher der Fall ist, wurde hier sehr unbefriedigend ausgeführt. Die Einleitung beraubt die wirkliche Entwicklung nicht weniger Nuancen, da sich der Herausgeber mit Thesen „fortschrittlicher" Zielsetzungen der Literatur und primitiver Gefolgschaft des „sozialistischen Realismus" begnügt. Die Polemik richtet sich zwar auch gegen die Handschriftenfälschungen des vorigen Jahrhunderts, aber doch hauptsächlich nur, weil sie „bürgerlichem Nationalismus" entsprangen. Sehr fragwürdige Behauptungen wie die, das deutsche Bürgertum in Böhmen und Mähren habe „schon seit den sechziger Jahren in der Literatur kaum viel mehr als einen belanglosen Zeitvertreib erblickt", während die tschechische Literatur ganz bewußt die politische Erziehung ihres Volkes übernommen habe, erklären sich freilich rasch, wenn man berücksichtigt, daß das Buch eine Lizenzausgabe der Leipziger Dieterichschen Verlagsbuchhandlung ist und in Leipzig gedruckt wurde. Nun, die Auswahl kann, wenn sie auch einseitig ist und unbedeutende Autoren herausstellt, während z. B. Vrchlický fehlt, die Thesen der Einleitung nicht konsequent beweisen, nicht nur weil Karel Čapek, mit dessen Problemgeschichten (sie sind schwächer als die hier nicht vertretenen humorigen) die Reihe schließt, gegen den Kommunismus ebenso wie gegen den Faschismus war (was natürlich verschwiegen wird). Zwischen Proben, die in der Diktion einigermaßen dem Original entsprechen, gibt es Stellen hölzerner bis sprachlich schlechter Übertragungen. Das fällt besonders bei der Klassikerin des Realismus (eines romantisch und folkloristisch eingefärbten Realismus übrigens) Božena Němcová auf, deren „Großmutter" vom Ehepaar Demetz viel trefflicher übersetzt wurde. Mit weltliterarischem Rang behaupten sich neben ihr und in einigem über sie hinaus der bittere Humorist der Kleinseite Jan Neruda und der Vater des „Braven Soldaten Schwejk" Jaroslav Hašek, hier als Meister der sarkastischen Kurzgeschichte vorgestellt. Volkstümlich und in ihrem Humanismus liebenswert bleiben Karel V. Rais mit seiner bäuerlichen Skizze „Eine Reise nach Prag" und Božena Benešová mit der Kindergeschichte „Der Zigeunerprinz" (voll zauberhafter Psychologie), Karolina Světlá („Der Kuß") und Gabriela Preissová („Die Rivalen", deren Name und Erzählung mit Janáčeks Oper „Jenufa" engstens verknüpft sind, wie Světlás Erzählung die Grundlage zu Bedřich Smetanas gleichnamiger Oper abgab.)

Wie die tschechische Lyrik (Mácha, Vrchlický, Bezruč, Jiří Wolker u. a.) verdient die tschechische Prosa gute, bessere Mittlerschaft, eingedenk der Tatsache, daß ihre wichtigsten Werke in Zeiten des Ausgleichs und verantwortungsbewußten Bemühungen von beiden Seiten durch die deutschen Übertragungen ihren Eingang in die Weltliteratur gefunden haben.

Mit Verwunderung liest man übrigens in der von Ulbrich besorgten Ausgabe die ungewöhnliche Formulierung: „Übersetzung und Veröffentlichung erfolgt mit Erlaubnis der Autoren, erworben durch DILIA, Prag." Die Autoren leben nämlich insgesamt längst nicht mehr .Als letzter ist Šrámek 1952 gestorben.

Extracts from some Articles of the Present Issue

Dr. Drimmel, Austrian Minister of Education, on occasion of the Sudeten German Day 1959 in Vienna, made a SPEECH reprinted here, when the Sudeten German culture prize was awarded to its winners. Looking back through the centuries the Minister stresses personal and historical relations between the Sudetenland and Vienna with its Alpine hinterland. It is interesting to learn that 5 years ago the three last archbishops of the Viennese Archdiocese were men that had come from the Sudetenland, which is also the homeland of the President of the Austrian Academy of Sciences and of its Secretary General, of the present Rector Magnificus of the University of Vienna, and of a great number of other minds notable in the sphere of Austrian learning and education.

Robert König gave a short INTRODUCTION to KOLBENHEYER's oeuvre, when this wellknown writer read from his works in the Goethe Society in Munich on 14th Nov., 1959. It is reprinted here. The survey deals with the great groups of Kolbenheyer's books — his historical novels (Amor Dei — Meister Joachim Pausewang — the Paracelsus Trilogy — Das gottgelobte Herz), his historical dramas (Heroische Leidenschaften — Gregor und Heinrich — and the Tetralogy Menschen und Götter), his modern prose dramas (Die Brücke — Jagt ihn, ein Mensch — Das Gesetz in dir), and his modern novels and short stories (Montsalvatsch — Das Lächeln der Penaten — Reps, die Persönlichkeit — Begegnung auf dem Riesengebirge — Weihnachtsgeschichten — Karlsbader Novelle etc.) Then the speaker characterizes Kolbenheyer's naturalistic philosophy and his rigorously ethical concept of art and its biological functions in human society.

Otto Schäfer tells of his JOURNEY THROUGH BOHEMIA IN 1959. Coming from Austria with the first party of German tourists to enter Bohemia, he crosses the Iron Curtain near Haugwitz. He finds the Czech customhouse officials of correct, but shackled behaviour, and pursues his bus journey to Prague via Znaim (there are still 2000 Germans there who half a year ago were allowed to speak German again), Iglau (which he finds considerably more desolate than Znaim), Deutsch-Brod, Časlau, Kuttenberg, and Kolin. The open country looks well cultivated, though the villages are rather empty, he counts only 10 or 12 motor vehicles between the border and Prague. The nearer he comes to Prague, the denser and livelier the population becomes. In Prague he takes lodgings at a second-class hotel in the midst of the city. The rooms are clean, the food is plentiful, but extremely expensive. Tips, officially abolished, are secretly accepted by the overworked staff, whose wages are equal to about 400,— DM, but prices are one third higher than in Western Germany. The highest wages are paid to skilled workers in the machine industry, they get about 1000,— DM (corresponding to the buying power of about 660,— DM). In the shops everything can be got, but it is one third more expensive, things of daily use and clothes are mass-produced, and in between there is quite exquisite handicraft.

In the streets there are crowds of people, simply dressed, earnest; they walk more slowly than in Western capitals and seem more tired than in Belgrade. When a

foreigner addresses them, their answers are cautious and often obscure, and many declare in good German that they do not understand German, nor French, nor English. When the bus stops, soon a silent crowd had assembled. There are few children among them — is it due to the influence of the youth organisations? At last somebody musters his courage to say, "That's right that you have come — come again soon, we are glad". But most people are standing around in silence till the bus leaves.

The schools are excellent, the children show sound knowledge and know how to argue. The textbooks are exemplary, Herbart is still in high esteem, but more modern methods are by no means rejected. At all places of historical interest there are teachers with their children, the homeland, tradition, the nation, and also the family seem to be consciously fostered ideals. A new generation appears to be rising that does not know the old world and is very content with the new.

Otto Schäfer then praises the unique beauty of Prague with its great monuments of architecture and art — nowhere else German and Slav historical forces have amalgamated more happily or closely than here, nowhere else in Europe a nobler city has been built up. Where is to be Central Europe, if not here, he asks. And how foreign de Stalin Memorial and the Gotvald Mausoleum look in this city! When travelling home via Beraun and Pilsen, he sees the life of the country ebb away again the nearer he gets to the border. At Waldheim this first tourist party from Western Germany to travel through Old Bohemia again crosses the Iron Curtain.

Zu den Autoren dieses Heftes:

Robert König, geb. 11. 4. 1885 in Linz/Donau (Vater aus Zattig bei Troppau gebürtig). Dr. phil. Göttingen 1907. Akademische Lehrtätigkeit in Leipzig, Tübingen, Münster in Westfalen, Jena, München. Derz. emeritierter o. Professor an der Universität München. Ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

[Die im Beitrag Prof. Dr. Königs (S. 136) angeführten Werke Kolbenheyers erscheinen derzeit in einer Gesamtausgabe letzter Hand, herausgegeben von der Kolbenheyergesellschaft e. V., Nürnberg.]

Rudolf Wierer, Dr. jur., geboren 17. 3. 1907 in Brünn. Studierte an der tschechischen Masaryk-Universität in Brünn, Paris und Wien. Privatdozent für Kirchenrecht und Rechtsgeschichte an der tschechischen Masaryk Universität (juristische Fakultät) 1933, a. o. Professor daselbst 1936.

Gastprofessor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Bamberg 1948 - 1950, Professor des Kirchenrechtes und des Deutschen Verfassungsrechtes an der Freien Ukrainischen Universität in München 1951 (seit 1956 öffentl. o. Professor). Vizepräsident der deutschen Sektion der Europäischen Forschungsgruppe für Flüchtlingsfragen (AER), Mitglied des wissenschaftlichen Beirates des Forschungsinstitutes für den Donauraum in Wien.